



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

Sehnsuchtsort Afghanistan

Zwei biografische Interviews im Vergleich

verfasst von

Majlinde Osmanaj

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2015

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 066 823

Studienrichtung lt. Studienblatt: Masterstudium Europäische Ethnologie

Betreut von: Ao. Uni-Prof. Dr. Klara Löffler

Sehnsuchtsort Afghanistan.

Zwei biografische Interviews im Vergleich

Danksagung

Mein besonderer Dank gilt Frau Prof. Dr. Klara Löffler, nicht nur für Ihre wissenschaftliche Betreuung und Ihre motivierende Worte, sondern auch für das Bewusstmachen der Stärke unseres Faches.

Ein herzliches Dankeschön gilt meinen beiden Informantinnen. Ohne sie wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen.

Susanne Luger, Lennert Pfeiffer und Gloria Gruber danke ich für wichtige Inputs und interessante Diskussionen.

Schlussendlich möchte ich mich bei Benno Dünser und meinen Schwestern bedanken, da sie mir mit ihrer Unterstützung und Motivation immer weiterhelfen konnten.

Megzon Sali gewidmet

INHALTSVERZEICHNIS

I. EINLEITUNG	1
II. MEIN FORSCHUNGSBLICK	5
Biografisches Erzählen. Eine theoretische Annäherung	5
Methodenreflexion	14
III. PORTRAITS	21
Portrait Sonja	23
Zum situativen Rahmen	23
Zum Interview	27
Zwei Mütter, ein Vater	28
Die Kindergartendirektorin	32
Kriegsfolgen	34
Portrait Afghanistan	37
Ethnische Vielfalt	38
Geschichtliche Annäherung	39
Portrait Ayla	43
Zum situativen Rahmen	43
Zum Interview	45
Erinnerungen an Afghanistan	46
Der unfreiwillige Weg nach Österreich	49
Frau Elfriede Gruber und die Schule	52

IV. IM VERGLEICH: SEHNSUCHTSORT AFGHANISTAN	55
Wunschbilder Afghanistans	57
Zwischen Rückkehrmythos und Lebenswirklichkeit	65
Ausblick: Migration und Krankheit	67
V. FORSCHUNGSLITERATUR	71
VI. ANHANG	76
Abstract	76
Lebenslauf	77

I. EINLEITUNG

Spätestens seit der Flüchtlingskatastrophe im Mittelmeer im April dieses Jahres steht das Thema Flüchtlinge und AsylbewerberInnen und damit das Thema Migration wieder im Mittelpunkt des Medieninteresses. Auch wenn wir im Moment viel darüber lesen und hören, finden ihre Lebensgeschichten, ihre Erfahrungen auf der Flucht sowie ihre Probleme in Österreich nur wenig Platz in unserer Medienlandschaft. Darüber hinaus kennen nur wenige von uns Flüchtlinge und AsylbewerberInnen persönlich. Diese Unwissenheit schafft auch Ängste. Um denen entgegenzuwirken, setzte ich mich in meiner Arbeit mit dem Thema Migration und Biografie auseinander. Ziel ist es, eine neue Perspektive auf die Lebensgeschichten von MigrantInnen zu eröffnen. Aufgrund persönlicher Erfahrungen und Alltagsbeobachtungen stellte ich mir bereits vor Beginn meiner Masterarbeit immer wieder die Frage, wie das Leben von MigrantInnen vor jenem in Österreich ausgesehen hat. Durch meinen persönlichen Migrationshintergrund bin ich für das Thema sensibilisiert: Vor ungefähr 40 Jahren kamen meine Eltern als ArbeitsmigrantInnen aus dem Kosovo nach Österreich. Meine Geschwister und ich wurden alle in Österreich geboren. Im Laufe der Jahre machte ich die Beobachtung, dass es zwischen ÖsterreicherInnen und meinen Eltern keinen Dialog über das Leben im Kosovo gab. In Gesprächen wurde stets ausschließlich die Zeit seit ihrer Ankunft in Österreich thematisiert, was mich als jungen Menschen verwunderte, da meine Eltern wichtige Lebensabschnitte, die der Kindheit und Jugend, im Kosovo verbracht hatten. Mich erstaunte das Desinteresse unserer Umgebung – zumal dieser Lebensabschnitt meiner Eltern bei uns zu Hause allgegenwärtig war. Diese Beobachtung mache ich immer noch – auch über meine eigene Familie hinaus. In meinem sozialen Umfeld gibt es einige Familien mit Migrationshintergrund, welche im Erwachsenenalter nach Österreich kamen. Sie schlossen ihre Ausbildungen im Herkunftsland ab und gründeten dort ihre Familien. Im Zuge einer Arbeitsmigration oder durch eine Flucht wegen Kriegsunruhen kamen sie nach Österreich. Sie konnten ihren Beruf nicht länger ausüben, da ihre Qualifikationen nicht anerkannt wurden. Durch diese persönlichen Erfahrungen entstand der Wunsch, mithilfe meiner Arbeit neue Blickwinkel auf Lebensgeschichten von MigrantInnen zu öffnen.

Somit formte (s)ich aus einer Idee eine erste Forschungsfrage: Was erzählen MigrantInnen über das Leben in ihrem Herkunftsland? Im Laufe des Forschungsprozesses entwickelten sich weitere spezifischere Forschungsfragen: Wie entwerfen sich meine InterviewpartnerInnen in der Rückschau auf ihre unterschiedlichen Lebensabschnitte biografisch? Was bedeutet dies für ihre Selbstwahrnehmung in der Gegenwart und für die Präsentation ihrer selbst mir gegenüber? Ausgehend von Forschungsansätzen der Erzähl- und Biografieforschung, sollten in Hinblick auf die Forschungsfragen

Interviews mit einer Familie mit Migrationshintergrund geführt und diese Einzelinterviews anschließend in einem generationsübergreifenden Vergleich analysiert werden. Wichtig dabei war, dass es sich um eine Familie handelt, welche nicht „freiwillig“, sondern durch eine Arbeitsmigration oder als Flüchtlinge nach Österreich gekommen ist. Unter „freiwilliger“ Migration verstehe ich eine durch freie Mobilität und freie Jobauswahl gekennzeichnete Auswanderung. Diese ist meiner Ansicht nach aber nicht mit den Herausforderungen einer „unfreiwilligen“ Migration¹ zu verwechseln.

Damit war mein Forschungsfeld eingegrenzt. Der generationsübergreifende Vergleich stellt den Fokus meiner Arbeit dar, da es herauszufinden galt, inwieweit sich die Erzählungen von Eltern von denen ihrer Kindern unterscheiden: Erzählen die Kinder die gleichen Geschichten oder haben sie unabhängig von ihren Eltern eigene Erzählungen und damit andere Bezüge zum Herkunftsland? Mithilfe von Forschungsansätzen aus der Erzähl- und Biografieforschung erschloss ich mir mein Thema, da es nur wenig Forschungsliteratur zu Migration und Biografie im deutschsprachigen Raum gibt. Ein Ziel meiner Arbeit ist somit auch, einen Beitrag zur Migrationsforschung im Fach der Europäischen Ethnologie zu leisten. Mein Forschungsvorhaben führte mich schlussendlich zu einer afghanischen Familie, in welcher zwei Frauen, Mutter und Tochter, bereit waren, mit mir Interviews zu führen. Aus diesem Grund lautet der Titel meiner Arbeit „Sehnsuchtsort Afghanistan. Zwei biografische Interviews im Vergleich“. Um meine Interviewpartnerinnen anonym zu halten, wurden der Name der Mutter auf Sonja und der Name der Tochter auf Ayla geändert.

Diese, in unserem Fach häufig gewählte qualitative Herangehensweise, erfährt auch immer wieder Kritik. Auf diese antwortet der Erzählforscher Albrecht Lehmann, dass „durch eine ‚Schicksalserzählung‘ sehr wohl soziale Prozesse der Migration erkannt werden können und dadurch die einzelne Lebensgeschichte auch immer etwas über das kollektive Bewusstsein der jeweiligen Zeit und des Milieus aussagt“ (Lehmann 2007: 217). Wichtig war mir als Forscherin und Autorin aufzuzeigen, wie Migrationsgeschichten, die in besonderem Maße keine linearen Lebenswege darstellen, von Umbrüchen und Umwegen geprägt sind und wie sich diese in biografische Erzählungen einfügen. Eine weitere Anforderung meiner Arbeit ist es, durch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem dargestellten Thema dieses nicht erkenntnisgerichtet zu schließen, sondern es vielmehr für mögliche weiterführende Fragen folgender Forschungsarbeiten zu öffnen.

¹ Kriegsflüchtlinge oder aber auch ArbeitsmigrantInnen.

Was die Lesbarkeit der Arbeit betrifft, war es mir ein Anliegen, sie in einfacher Sprache zu schreiben, da ich mit meinem Thema auch eine LeserInnenschaft außerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft ansprechen möchte. Vor allem MigrantInnen, welche keinen Universitätsabschluss und deshalb keinen Bezug zu wissenschaftlichen Texten haben, möchte ich die Möglichkeit geben, meine Arbeit zu lesen und zu verstehen. Das „Ich“, welches in der Wissenschaft gerne durch ein „Man“ ersetzt wird, habe ich in meiner Arbeit lediglich da einzusetzen versucht, wo es notwendig war. Darin möchte ich bereits mein Selbstverständnis als stets reflexiv arbeitende Forscherin ausdrücken – gerade auch im Hinblick auf etwaige persönliche Vorannahmen, methodische Überlegungen und analytische Schlüsse.

Die vorliegende Forschungsarbeit ist im Wesentlichen in drei Teile gegliedert. Um mein Anliegen, Einfachheit und Verständlichkeit innerhalb der Arbeit, gewährleisten zu können, habe ich mich besonders um eine schlüssige Reihenfolge und fließende Übergänge der Kapitel bemüht. Zunächst wird im ersten Kapitel „Mein Forschungsblick“ die Auswahl meiner Forschungsansätze sowie die Reflexion der Methoden dargestellt, um damit meine Vorgehensweise im zweiten Kapitel „Portraits“ nachvollziehbar zu machen. In den „Portraits“ gehe ich näher auf die Einzelfallstudien von Mutter und Tochter ein. Im dritten und letzten Kapitel „Im Vergleich: Sehnsuchtsort Afghanistan“ werden die Ergebnisse aus den Portraits zueinander in Bezug gesetzt und gegengelesen, um zu Erkenntnissen zu gelangen, die über die Eigenlogik der Gespräche hinausführen.

Schlussendlich darf nicht unerwähnt bleiben, dass es sich bei biografischen Interviews nicht um die „Wahrheit“ (Dwelling/Prus 2012: 116) der Interviewpersonen handeln kann. Es geht nicht um ein Protokoll ihres Lebens, sondern um ihre persönlichen Deutungen. Die Erzählungen stellen damit lediglich eine Version ihrer Lebensgeschichte dar. Jeder Mensch würde unterschiedlichen ZuhörerInnen unterschiedliche Lebensgeschichten erzählen, zumindest mit unterschiedlichen Schwerpunkten.

II. MEIN FORSCHUNGSBLICK

Biografisches Erzählen. Eine theoretische Annäherung

Das Erzählen ist Teil unseres kommunikativen Lebens. Meine Begeisterung galt immerzu den Lebensgeschichten von Menschen mit Migrationshintergrund, da sie durch die biografische Erzählung die Möglichkeit haben, sich selbst zu präsentieren und damit abseits von Klischees wahrgenommen werden können. Zumal es die biografische Erzählung möglich macht, sich selbst und die eigenen Lebensereignisse in den Mittelpunkt zu stellen. So ist aber bis heute wenig über das Herkunftsland und das Leben „vor“ Österreich von MigrantInnen bekannt – in den breiten Massenmedien ebenso wie in wissenschaftlichen Arbeiten. Da es zum Thema Migration und Biografie im deutschsprachigen Raum nur wenig Forschungsliteratur gibt, möchte ich mein Thema in Forschungsansätzen aus den Fächern der Kulturwissenschaft und Nachbarfächern wie der Soziologie und Sozialpsychologie interdisziplinär einordnen. So ist die Erzähl- und Biografieforschung, die sich mit dem Thema der Migration beschäftigt, innerhalb der Kulturwissenschaft noch ein junges Forschungsfeld. Die im Folgenden vorgestellten Theorien dienen der Operationalisierung meines Forschungsansatzes.

Zunächst möchte ich auf Albrecht Lehmann eingehen, welcher sich mit dem Erzählen aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive beschäftigt und dabei auch die Migrationsforschung mit einbezieht. Er gilt als wichtiger Vertreter der Erzählforschung und ist deshalb unverzichtbar für meine Forschungsarbeit. Mit seiner 2007 erschienenen Studie „Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens“ leistete er einen wichtigen Beitrag zu aktuellen Forschungsansätzen. Das Werk ist aus einer Vielzahl von Erfahrungen empirischer Forschung entstanden und vermittelt Hinweise zu Praxis, Methodik, Theorie- und Begriffsbildung sowie Forschungsfeldern. „Alles, was wir erzählen, drückt Erfahrungen aus. Und Erfahrungen lassen sich nicht anders als erzählend vermitteln“, gibt Lehmann in seiner Einführung an (Lehmann 2007: 9). Einen inhaltlichen Schwerpunkt in seiner Studie bilden Gesprächssituationen. So betont er, dass eine Gesprächssituation als „kontextuelle Ganzheit“ gesehen werden muss. Dadurch macht er folgendes deutlich: Eine Situation trägt immer eine Atmosphäre, eine „Stimmungsqualität“, mit sich. Diese Stimmungsqualität ist dafür verantwortlich, wie gut wir uns an bestimmte Erlebnisse erinnern können.

Nach Lehmann erzählen und interpretieren wir unser Leben je nachdem, wie wir unser Leben gerade empfinden. Er macht damit deutlich, dass es in der Erzählforschung keineswegs darum gehen dürfe herauszufinden, ob etwas wahr ist oder nicht. Dies stelle ein unmögliches Unterfangen dar. Nicht nach dem „Was“ sondern nach dem „Wie“ müsse gefragt werden. Die moderne Erzählforschung interessiere

sich nach Lehmann für die Menschen und ihre Erfahrungen, für ihre Wünsche und ihre Wirklichkeitsbilder. Wünsche und Wirklichkeitsbilder seien kulturell geprägt, so wie unser Verhalten, unsere Gewohnheiten und Erzählmuster. Jeder Erwachsene habe diese kulturellen Formen verinnerlicht, „habitualisiert“, argumentiert Lehmann. Der bekannte Soziologe Pierre Bourdieu hat das „Habitus“-Konzept entwickelt, welches das Verhalten und die Gewohnheit eines Menschen beschreibt. Nach Lehmann gilt Bourdieus Konzept auch für die Erzählforschung, denn sie teilen „die Voraussetzung, dass sich soziales Handeln im täglichen Leben stets in vorgegebenen kulturellen Formen konkretisiert“ (Lehmann 2007: 21). Die Erzählkultur ergebe sich aus den Erzählmustern einer Gesellschaft und ihren Milieus. So habe jede historische Zeit ihre eigenen spezifischen Erzählmuster. Ihre Analyse verschaffe uns einen Einblick in das kollektive Bewusstsein der jeweiligen Zeitepoche, so Lehmann. Weiter betont er, dass bei genauerer Betrachtung jede „Erzählgemeinschaft“, also eine kleinere Gruppe wie zum Beispiel eine Familie, ihre Gewohnheiten und Traditionen besitze. Familien, Berufsmilieus und andere Gruppen seien Gemeinschaften, die uns prägen.

Lehmann geht in seiner Dissertation „Erzählstruktur und Lebenslauf“ auch vom Strukturzusammenhang aus. Damit ist gemeint, dass jedes Ereignis, also das Erlebte, einen Zusammenhang mit der Erzählung der Gegenwart hat. Aus dem Strukturzusammenhang heraus entwickelt Lehmann die „Leitlinien des Erzählens“, welche die vom dem/der ErzählerIn gewählten Ereignisse darstellen. Dadurch könne jede Lebensgeschichte in „Leitlinien“ geteilt werden, welche die Schwerpunkte der Erzählung charakterisieren. So wurden in meiner Arbeit die Leitlinien meiner Interviewpartnerinnen als Gliederungsstruktur gewählt.

Lehmann beschäftigt sich in seiner Studie auch mit Erzählungen von MigrantInnen. Bei Migrationserfahrungen seien Leitlinien oft vom „Vorher-Nacher-Vergleich“ geprägt, betont er. Hier gelte es bei Lebensgeschichten häufig, das Leben vor und nach der Migration aus der momentanen Gegenwartssituation zu reflektieren. Die Migrationsgeschichte muss nach Lehmann in ihren subjektiven Einteilungen des Lebens genau analysiert werden, „denn in ihnen lassen sich kulturspezifische soziale Wunschbilder und -muster auffinden“ (Lehmann 2007: 195). Was und wie hier von dem/der ErzählerIn beschrieben werde, gebe uns einen Einblick auf aktuelle kulturelle Lebensvorstellungen des Erzählers. Nach Lehmann dürfe aber nicht vergessen werden, dass es sich im Alltag – trotz kultureller Wahrnehmungen und Stereotypen, welche durch Bilder und Literatur vermittelt werden – immer um Individuen handelt. Er argumentiert, dass es sich um einzelne Subjekte handle, die uns ihre persönlichen Lebensgeschichten erzählen, und aus diesem Grund jede Biografie als individuelle Besonderheit betrachtet werden müsse. Da es aber nicht immer möglich sei, Klischees zu vermeiden und auch oft gerne über die eigene Nationalkultur und Vorurteile gesprochen werde, seien solche Gespräche und Formen des Erzählens für die Erzählforschung besonders interessant.

In diesem Zusammenhang beschreibt er die wissenschaftlichen Untersuchungen von Halil Narman und Askar Kartari in seiner Studie. Sie sind vor über 20 Jahren entstanden und könnten heute als veraltete Forschungsarbeiten angesehen werden, da es um die Unterschiede zwischen „Deutschen“ und „Türken“ geht. Lehmann argumentiert aber, dass genau diese veralteten Muster das alltägliche Erzählen und Wahrnehmen immer noch prägen. Es gebe viele jungen MigrantInnen, welche in ihrer Herkunftsgruppe auch einen Platz beanspruchen möchten und sprachliche Muster nutzen würden, um ihre eigene kulturelle Identität zu stabilisieren, so Lehmann. Nationale Erzählkulturen in ihren jeweiligen Milieus sind dem Autor nach nicht abzustreiten. Nun lässt sich nach Lehmanns Argumentation festhalten, dass kulturelle Erzählweisen als identitätsstiftende Praxis fungieren können.

Welche Bedeutungen haben diese Sprachmuster? Damit beschäftigt sich die interkulturelle Kommunikation. So beschreibt Lehman zum Beispiel, wie ein äußeres Erscheinungsbild im alltäglichen Leben zum Thema wird und wo die Grenze zwischen Neugier und Diskriminierung verläuft. Er betont, dass es wichtig sei, wie Menschen Umbrüche und „Kulturwandel“ erleben und wie sie diese subjektive Wahrnehmung schildern. Die Fähigkeit der interkulturellen Kommunikation liege darin, dass eine Kulturspezifik der kommunikativen Formen der anderen Sprachen vorhanden sei. Weiter betont er: Jede Sprache habe ihre eigenen Sprachmuster und wer sich in diesen Sprachmustern hin und her bewegen könne, fühle sich „integriert“. Oft gehe es nicht darum, was gesagt wird, sondern wie etwas gesagt wird. Diese Erzählstile strukturierten unser Alltagserzählen, da sprachliche Verständigung eine Anerkennung von Regeln der Beteiligten erfordere. Die „sprachliche Kompetenz“ vermittele ein Gefühl von Sicherheit in der jeweiligen Gruppe und damit auch Akzeptanz. Wenn Jugendliche Redewendungen aus den unterschiedlichen Sprachen dann schon ironisch und im Witz nachmachen, ist dies für Lehmann ein Zeichen für ein souveränes Leben in zwei Kulturen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Lehmann sich in seinen Studien mit einem breiten Spektrum an Erzählanalysen beschäftigt. Besonders der Zusammenhang zwischen Erzählungen und Migration ist für meine Forschungsarbeit von Bedeutung. So beschreibt Lehmann: „Bei diesem Erzählen über Orte und Zeiten ist auch heute noch, [...] der traditionelle Kontext nationale[r] Kulturen und ihrer Teilbereiche sorgfältig zu analysieren; denn in solchen Rahmen entstehen die Geschichtsmythen und -bilder“ (Lehmann 2007: 35). Mit diesen Geschichtsbildern, welche in Erzählungen entstehen, möchte ich mich in meiner Forschungsarbeit auseinandersetzen und diese im größeren Kontext der Migrationsforschung weiterdenken.

Das zweite Werk, mit welchem ich mich näher auseinandergesetzt habe, ist „Das kommunikative Gedächtnis“ vom Sozialpsychologen und Soziologen Harald Welzer. Was das Erzählen und Erinnern angeht überschneiden sich Lehmann und Welzer in vielen Sichtweisen. Da sich Welzer als Sozialpsychologe aber auch zu einem großen Teil mit der Naturwissenschaft auseinandersetzt, möchte

ich mich auf die Darstellung der psychologischen Ansätze, welche beide Autoren beschreiben, hier beschränken. Harald Welzer behauptet, dass unser Gedächtnis erfinderisch sei und stellt fest, dass unsere Erinnerungen sozial und kommunikativ sind. So würden unsere Erinnerungen ohne Interaktion und ohne Emotionen nicht vorhanden sein. Schließlich seien „Informationen“, die unser Gehirn verarbeitet, weit mehr als einfache Stimulationen, es seien Informationen mit Bedeutungen, so Welzer. Das Gedächtnis sei die Fähigkeit des Nervensystems, diese „Informationen mit Bedeutungen“ zu ordnen. Auf diese Weise steht der Titel „Das kommunikative Gedächtnis“ im Zusammenhang mit den Arbeiten von Aleida und Jan Assmann. Die beiden KulturwissenschaftlerInnen bezeichnen das „kommunikative Gedächtnis“ als mündliche Weitergabe von persönlichen Erfahrungen. Es sei durch die Alltagsnähe gekennzeichnet und gruppengebunden. Das „kulturelle Gedächtnis“ steht als Sammelbegriff für das Handeln und Erleben in einer Gesellschaft, da Texte und Bilder uns über Generationen prägen und unser Geschichtsbewusstsein beeinflussen. Das „kommunikative Gedächtnis“ bilde zusammen mit dem „kulturellen Gedächtnis“ ein „kollektives Gedächtnis“, welches die Gedächtnisleistung einer Gruppe darstelle (vgl. Welzer 2011: 13). Die zwei Gedächtnisse lassen sich aber nur analytisch trennen, so Welzer, da ihre Formen und Praktiken miteinander zusammenhängen. Während die Definition Assmanns sich eher auf die Gruppe und Gesellschaft fokussiert, möchte Welzer in seinem Buch das „kommunikative Gedächtnis“ die Ebene des Individuums näher betrachten.

Dahingehend beschreibt er eine Erzählung des Entwicklungspsychologen Jean Piaget, welcher eine Geschichte aus seiner frühen Kindheit für „wahr“ hielt. So dachte dieser, dass er sich noch gut daran erinnern könne, wie er mit zwei Jahren beim Spaziergang mit seiner Amme fast von einem Mann entführt worden wäre. Wie sich mit seinem 15. Lebensjahr dann herausstellte, war die Geschichte von der Amme frei erfunden worden. Jean Piaget musste also als Kind diese Geschichte in seiner Umgebung gehört haben. „Das Gedächtnis ist ein konstruktives System, das Realität nicht einfach abbildet, sondern auf unterschiedlichsten Wegen und nach unterschiedlichsten Funktionen filtert und interpretiert“ (Welzer 2011: 20). Folgendermaßen sind also Erinnerungen, nicht wie man lange annahm, an bestimmten Stellen im Gehirn zu finden, sondern psychologisch betrachtet „Muster neuronaler Verbindungen“. Diese Verbindungen sind verändert oder unverändert abrufbar und über verschiedene Bereiche des Gehirns verteilt. Beim Erinnern werden also „assoziative Muster“ aktiviert und da dies einen komplexen Vorgang darstellt, könne mit dem Erinnerungsinhalt einiges geschehen, beschreibt Welzer. Dies bedeutet also, dass unser Gedächtnis „Informationen“ abspeichert, aber durch unser soziales Miteinander und vor allem durch unsere Emotionen damit macht, was es will. Wenn aber Erinnerungen selten oder nie abgerufen werden, können diese auch verblassen, betont der Autor. Aus diesem Grund wird Erinnerungen mit einem hohen „Bedeutungswert“ besondere Aufmerksamkeit geschenkt, da durch das häufige darüber Sprechen diese Erinnerungen öfter aktiviert werden als

andere. Welzer macht damit deutlich, dass der oft gehörte Satz „Das weiß ich bis heute noch“ Grund für emotionale Bedeutungen und immer wieder erinnelter und erzählter Episoden ist, welche sozialen Erzählmustern folgen.

Dadurch, dass diese Erinnerungen biografisch bedeutsam werden, weil sie einen wichtigen Wendepunkt im Leben darstellen, können diese auch verändert werden. So beschreibt Welzer etwa den Fall eines Amoklaufs in einer amerikanischen Schule, bei welchem ein Kind getötet wurde. Kinder, die an diesem Tag gar nicht in der Schule waren, „erinnern“ sich daran, Schüsse gehört und jemanden am Boden liegen gesehen zu haben. Welzer erklärt, dass die Gründe dafür vielfältig sind, ist sich aber sicher, dass die Ereignisse immer wieder ausgetauscht und erzählt wurden. Auf diese Weise konnte eine soziale Standardisierung erreicht werden, in der Kinder ihre „eigenen“ Erinnerungen nicht mehr von denen der anderen unterscheiden konnten. „Offenbar spielt die emotionale Einbettung einer erlebten Situation eine größere Rolle für das, was erinnert wird, als was in dieser Situation ‚wirklich‘ geschehen ist“ (Welzer 2011: 35) – dies ist für mich die entscheidende Erkenntnis des Autors, die verständlich macht, warum man etwas zu „erinnern“ glaubt. Er betont auch, dass jede neue Erinnerung durch vorherige Erinnerungen gelenkt werde und bestehende Erinnerungen somit modifiziert werden. Der Gegenstand der „Quellenamnesie“ verweist auf das Problem, dass man sich zwar „richtig“ an eine Geschichte erinnert, die Quelle aber vertauscht. Selbst wenn man sich oft ganz sicher ist dieses oder jenes getan zu haben, kann zwar der Verlauf stimmen, aber der Zeitpunkt oder Ort ist ein anderer.

Das für mich und meine Arbeit wohl interessanteste Kapitel in diesem Werk ist jenes der kulturellen Rahmen und Schemata. Hier verweist Welzer auf den Neurowissenschaftler Antonio Damasio, der herausfindet, dass wir viel mehr wahrnehmen als uns manchmal bewusst ist. Durch unsere Emotionen, körperliche Hintergrundempfindungen und Interpretationen entwickle sich eine zwischenmenschliche Situation in einem multidimensionalen Raum. Folgende Szene dient zur Veranschaulichung:

Eine Kundin gibt eine Bestellung an der Fast Food-Theke auf. Die junge Frau hinter der Theke gibt die Bestellung zunächst falsch ein, versucht sich offensichtlich erfolglos an der Korrektur, sucht die Elemente der Bestellung suchend zusammen, ohne zielsicher zu den Orten zu gehen, an denen sie liegen. Die Kundin verändert ihren Gesichtsausdruck hin zu etwas, was als „angespannt“ gedeutet werden könnte. Darauf reagiert die Angestellte, indem sie sagt: „Tut mir leid, ich bin neu und werde gerade angelernt!“ Der Gesichtsausdruck der Kundin ändert sich schlagartig zu einer freundlicheren Darstellung. Sie antwortet: „Oh, kein Problem!“. Die Angestellte dreht sich weg, um die Bestellung fertig zusammenzustellen. Danach dreht sich die Kundin zu ihrer Begleitung und bemerkt, sie

habe doch gar nichts gesagt, wozu die Begleitung meint, sie habe schon „böse geschaut“. Sie erwidert dagegen, „das habe ich aber gar nicht so gemeint“.
(Feldnotiz aus Dellwing/Prus 2012: 17)

Die Szene stammt aus dem Buch „Einführung in die interaktionistische Ethnografie“, auf welches ich noch zu sprechen werden komme, und beschreibt in soziologischen Kategorien das gleiche, was uns Welzer durch Damasio sagen möchte. Denn, so fasst Welzer zusammen, „das, was der eine Sprecher sagt, ist so sehr gemeinsames soziales Produkt wie das, was der andere sagt“ (Welzer 2011: 153 f.). Die Situation, in der wir uns befinden, ist von vielen Schichten überlagert. Dies hat der berühmte Soziologe Erving Goffman „Rahmen“ genannt: Wo befinde ich mich? Welche Atmosphäre ist vorhanden? Welche Rolle spiele ich? Welche Rolle nimmt mein Gegenüber ein? Welche soziale Beziehung besteht zwischen uns? Für meine Forschungsarbeit möchte ich den Begriff des „sozialen Rahmens“ verwenden und beziehe mich dabei auf Goffmans und Welzers Verständnis einer Situation. Denn Welzer betont, dass wir es in solchen Situationen mit der Aktivierung kultureller Schemata zu tun haben. Wir nehmen vieles am Rande unseres Bewusstseins auf. Wenn wir uns in einem Gespräch befinden, so können wir Lücken des Nichtgesagten ausfüllen, Körpersprache interpretieren, logische Verknüpfungen verstehen, Sprache und Tonart interpretieren, den weiteren Verlauf des Gespräches vorahnen. All das ist uns möglich und dabei nehmen wir diese Fähigkeiten gar nicht bewusst wahr. Wir wissen viel mehr, als uns bewusst ist, informiert uns Welzer und erklärt mit den Worten Goffmans, dass „man so sprach, wie man erwartet, dass der andere erwartet, dass man sprechen wird“ (vgl. Welzer 2011: 228).

Nicht nur Wahrnehmung, Abspeicherung und Abruf folgen kulturellen Mustern, sondern auch der Erinnerungsvorgang selbst sei kulturell organisiert, so Welzer. Der Autor zeigt in einem Beispiel auf, dass Personen, welche fremde Geschichten weitererzählen, diese dann immer zu ihren eigenen machen. Unsere kulturellen Muster prägen auch die „stille Post“. So hat der Psychologe Fredric Bartlett herausgefunden, dass „exotische“ Geschichten von britischen Studenten viel moderner und logischer erzählt wurden (vgl. Bartlett 1997: 66). Die Geschichte mit einem eigenen Sinn zu versehen, sie mit eigenen Deutungen auszuschnücken, nennt Bartletts „effort of meaning“ – also das Prinzip des „Sinnmachens“. Unter den kulturellen Mustern wird auch das Familiengedächtnis beschrieben. Nach Maurice Halbwachs ist die Familie eine soziale Gruppe, die genauso wie alle anderen Gruppen ein „kollektives Gedächtnis“ besitzt (vg. Halbwachs 1985: 209). Die Erinnerungen der einzelnen Mitglieder innerhalb dieser Gruppe haben einen kulturellen, sozialen und historischen Rahmen. Aus diesem Grund sind Erinnerungen immer individuell und kollektiv zugleich. Was ist nun aber das Familiengedächtnis konkret? Welzer erklärt, dass es sich hier um eine kommunikative Vergegenwärtigung von Episoden handelt, welche in Beziehung zu den Familienmitgliedern stehen und über die gemeinsam gesprochen

wird. Da in Familien keine Geschichtsstunden abgehalten werden, finden diese Vergegenwärtigungen beiläufig statt. Im gemeinsamen Reden über Vergangenes geht es um die Bestätigung der sozialen Identität der „Wir-Gruppe“ (Welzer 2011: 165)². Natürlich besitzt das Familiengedächtnis auch „falsche“ Erinnerungen und ist deshalb immer nur als eine Version von Gedächtnis zu verstehen. Das Familiengedächtnis ist eine Fiktion, in der die Familienangehörigen glauben, über dasselbe zu sprechen und sich zu erinnern. Deshalb beinhalten Geschichten aus der Familie – genauso wie alle anderen Geschichten – widersprüchliche Elemente. Fehlende Informationen, Leerstellen, Brüche usw. werden von Familienmitgliedern durch eigene Vermutungen und Ergänzungen ersetzt. Es werden auch kulturell bedingte Bilder aus Medien eingesetzt. So macht man sich wieder seinen eigenen Reim auf die Geschichte, was – wie bereits erklärt – das Prinzip des „effort meaning“ nach Bartlett darstellt. Ob eine Familiengeschichte „wahr“ ist, ist schwer herauszufinden. Welzer beschreibt eine Familiengeschichte in welcher die „Tat“ des Großvaters während dem 2. Weltkrieg so ungenau ist, dass sie genauso eine Szene aus dem Spielfilm „Die Mörder sind unter uns“ aus dem Jahre 1946 hätte sein können. Hier könnte die Quellenamnesie eine Antwort auf die lückenhafte Erzählung sein.

Wichtig zu erwähnen ist auch, dass es viele unterschiedliche Versionen eines Gedächtnisses geben kann. So erklärt Welzer, dass jede Geschichte, die man über sein Leben erzählt, unterschiedlich ausfallen und möglicherweise sogar unterschiedliche Daseinsthematiken in den Vordergrund stellen wird – je nachdem, welche Erwartungen man seinem/seiner ZuhörerIn unterstellt. So ist die repräsentierte Autobiografie ein gemeinsames Produkt von ErzählerIn und ZuhörerIn. Also gibt es nicht „die eine“ Lebensgeschichte, sondern Lebensgeschichten. Was in einem Interview gesagt wird, muss auch lange nicht heißen, dass dies eine besondere Bedeutung für die jeweilige Person einnimmt. Unter dieser Berücksichtigung sind auch meine Interviews zu verstehen.

Lehmann und Welzer stellen für mein Thema wichtige Forschungsansätze dar. Nach ihren Theorien ist meine Arbeit zu lesen und zu verstehen. Aus diesem Grund möchte ich die beschriebenen Werke wie folgt zusammenfassen: Beide Autoren knüpfen an Goffman an und betonen die Bedeutung von sozialen Rahmen, welche in jeder zwischenmenschlichen Situation wiederzufinden sind. Deshalb ist jeder Raum, in dem wir uns mit anderen Menschen befinden, ein multidimensionaler Raum. Dies gilt genauso für Interviewsituationen. Lehmann macht darauf aufmerksam, dass unsere Geschichten immer aus der Perspektive der Gegenwart erzählt werden. Welzer weist weiter darauf hin, dass es unterschiedliche

² Ich verwende den Begriff „Wir-Gruppe“ von Harald Welzer und beschreibe damit, ein eng verbundenes soziales Netzwerk, welchem man sich zugehörig fühlt.

Versionen unserer Lebensgeschichte gibt, je nachdem, wer unser Gegenüber ist. Die wichtige Bedeutung von Emotionen in Bezug auf Erinnerung wird von Welzer beschrieben: Emotionen beeinflussen unsere Erinnerungsprozesse. Unser Gedächtnis filtert und interpretiert gespeicherte Erinnerungen immer wieder neu ab.

Mit diesen zwei Werken wurde eine Vorstellung der aktuellen Erzählforschung aus der Sozialpsychologie sowie der Kulturwissenschaft gegeben. Nun möchte ich zwei spezifischere Studien vorstellen, welche sich näher mit meinem Thema der Migrationsstudien beschäftigen, jedoch in kürzerer Abfassung, da es sich hierbei um Artikel handelt und nicht um gesamte Werke. Die Kulturanthropologin Brigitte Bönisch-Brednich hat mit ihrer Dissertation „Auswandern – Destination Neuseeland“ (Bönisch-Brednich 2002) die Lebensgeschichten von deutschen Auswanderern untersucht und damit einen großen Beitrag für Migrationsstudien innerhalb der Erzählforschung geleistet. In ihrem späteren Aufsatz „The story of my life“ schreibt sie über die Analyse von Schreibstrategien schriftlicher Autobiografien. Bönisch-Brednich betont das große Interesse an den Auswanderer-Biografien in Neuseeland, da die Einheimischen mehr wissen möchten über die Erfahrungen der Deutschen in ihrem Herkunftsland. Auch wenn Bönisch-Brednich hier von schriftlichen Autobiografien spricht, welche von den ErzählerInnen selbst verfasst worden sind, kann man ihre Analyse genauso auf mündliche autobiografische Interviews anwenden. So weist sie darauf hin, dass die autobiografischen Texte Konstruktionen des eigenen Lebens sind und deshalb kritisch reflektiert werden müssen. Bei der Analyse gilt es nach Bönisch-Brednich, nicht zu vergessen, dass die Geschichte von zwei Personen geformt wird – der/dem ErzählerIn und der/dem ZuhörerIn. Beide beeinflussen sich mit ihrer Präsenz gegenseitig. Es wird auch immer versucht, eine in sich stimmige Geschichte zu erzählen, die für den/die ZuhörerIn anschaulich gemacht wird. Deshalb wird immer auf Auslassungen und Erklärungen zurückgegriffen. Des Weiteren werden Fotografien in autobiografischen Publikationen dazu verwendet, die erzählende Person positiv zu bestärken, so Bönisch-Brednich. Aus diesem Grund dienen Fotografien in Autobiografien „einem doppelten Zweck: als Illustration und als Beweis für das beschriebene Leben“ (Bönisch-Brednich 2005: 235). Es gilt danach zu fragen, welche zentralen Erlebnisse im Leben als Mittelpunkt des Gespräches gewählt werden. Im Hinblick auf das Interview macht sie darauf aufmerksam, dass durch Überraschungsfragen des Interviewers emotionale Passagen entstehen. Da auch bei der mündlichen Überlieferung gewisse Themen schwer ansprechbar sind, gehe es in der Erzählforschung darum, die Zwischenräume aufzuspüren und die Leerstellen in die Analyse mit einfließen zu lassen. Nach Bönisch-Brednich sind ImmigrantInnengeschichten auf soziale Kategorien wie zum Beispiel Gender oder Generationen zu unterscheiden. Denn schließlich gehe es darum, wie man über Krieg und Entwurzelung spreche und wie diese Erlebnisse in die eigene persönliche Lebensgeschichte eingeordnet werden.

Weiter hat sich die Soziologin Gabriele Rosenthal intensiv mit der Biografie- und Generationsforschung im Bereich der Migration auseinandergesetzt. In ihrem Artikel „Die Biografie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte“ (Rosenthal 2005) erklärt sie, dass der Vergleich von unterschiedlichen Generationen aufzeigen kann, über welche vergangenen Geschehnisse gesprochen wird und worüber nicht gesprochen wird. Besonders „seltene Fälle“ können nach Rosenthal sehr aufschlussreich sein, da es nicht darum geht, die heutige Mehrheitsperspektive wiederholt abzubilden. Weiter hat sich Rosenthal mit biografischen Lebensgeschichten von Flüchtlingen aus Kriegsgebieten beschäftigt, insbesondere mit Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien. Sie untersucht soziale Konstruktionen der Zugehörigkeit und findet ihre Interviewpersonen während ihrer Studie zwischen Selbstdefinition und Fremddefinition wieder. Hier betont Rosenthal, dass es für eine Fallstudie wichtig ist, den historischen Kontext zu kennen. Gleichzeitig sollte man sich als ForscherIn aber auf den Charakter des Einzelfalls einlassen. Somit lässt sich mit der biografischen Fallkonstruktion nicht nur die Besonderheit eines Falles darstellen, sondern gesellschaftliche Entstehungen und Veränderungen werden dadurch ebenso sichtbar. Die biografisch konstruierte Lebensgeschichte ist immer individuelles und soziales Produkt zugleich, betont Rosenthal.

Mein Forschungsstand bezieht sich auch auf Familiengeschichten im Generationenverlauf. Aus diesem Grund möchte ich mein Thema hier in unserem Fach einordnen. Für die Erzählforschung sind Familiengeschichten im Generationenverlauf immer schon spannende Forschungsfelder gewesen (vgl. Rosenthal/ Völter), da dadurch ein Einblick in unterschiedliche Geschichtsbilder des kollektiven Gedächtnisses möglich wird (vgl. Lehmann 2007: 64). Generation wird in meiner Arbeit als Definition einer Eltern-Kind-Abfolge verstanden. Es gilt herauszufinden, ob die unterschiedlichen Generationen gleiche Erzählungen verfolgen oder eigene Geschichten weitergeben. Worauf es ankommt, macht Brigitte Bönisch-Brednich in ihrem Artikel „The story of my life“ deutlich, indem sie folgende kulturwissenschaftliche Fragen konkretisiert:

„Es ist zu fragen, wie sich diese Immigrantentexte in Hinblick auf Gender, soziale Kategorien, aber eben auch Generationen unterscheiden. Wir wollen wissen, wie über Krieg, Entwurzelung, Emigration erzählt wird. Wie wird die Weltgeschichte in die persönliche Perspektive einbezogen und wie wird sie beurteilt und erklärt?“ (Bönisch-Brednich 2005: 246).

Bönisch-Brednich nimmt hier Bezug zu Autobiografien. Jedoch können diese Fragestellungen ebenso auf biografische Interviews bezogen werden.

Zur Methodenreflexion

Im folgenden Kapitel werden Methode und Forschungsprozess meiner Forschungsarbeit transparent gemacht, um darstellen zu können, was meine Arbeit leisten kann und was sie nicht leisten kann. Die Methodenreflexion nimmt für mich als Europäische Ethnologin eine wesentliche Rolle in meiner Forschungsarbeit ein, da zur Stärke unseres Faches die Quellenkritik zählt. Aus diesem Grund soll die Offenlegung gleichzeitig eine Möglichkeit zur Kritik bieten. Beginnen möchte ich mit meinem Methodengerüst, dem Buch „Einführung in die interaktionistische Ethnografie“, welches mich in meiner qualitativen Forschungsarbeit geleitet hat. Im Anschluss darauf wird erklärt, wie die beschriebenen Vorgehensweisen in meiner Arbeit umgesetzt wurden, also konkret, wie der Forschungsprozess ausgesehen hat. Daraus resultiert meine Methodenreflexion, in welcher ich meine Selbstreflexion mit einbezogen habe.

Der Methodenband „Einführung in die interaktionistische Ethnografie“ von den beiden Soziologen Michael Dellwing und Robert Prus bildete während meiner Forschungsarbeit mein Forschungsgerüst. Es handelt sich hierbei um ein relativ aktuelles Werk aus dem Jahr 2012, welches sich näher mit dem Interview und dessen Analyse beschäftigt. Ich möchte nun die Forschungsperspektiven der beiden Autoren beschreiben, um deutlich zu machen, wie ich methodisch vorgegangen bin. Dellwing und Prus verfolgen eine symbolisch-interaktionistische Forschung, was bedeutet, dass Menschen interaktiv handeln und dieses Handeln sich symbolisch – durch Kommunikation – vermitteln lässt. Die Pragmatische Forschung geht auf die Chicagoer Schule zurück, welche eine neue Denkrichtung innerhalb der Soziologie hervorgebracht hat. Dellwing und Prus erklären, dass es sich nicht länger um die Frage handelte, was Menschen ausmacht, sondern wie sie sich ihre Welt gestalten, also was sie tun. Die neue Denkrichtung fokussierte sich darauf, Instrumente zu finden, wie mit der Welt umgegangen werden kann. Dreh- und Angelpunkt dieser Sozialforschung ist nach den beiden Autoren die soziale Interaktion. Prozesse werden untersucht und als offene Bedeutungen verstanden. Sie in einheitliche Formen zu stecken verfehlt die Aufgabe einer ethnografischen Forschung, wird von Dellwing und Prus betont. Demnach besteht die Welt nicht aus Dingen, sondern aus Handlungen und Prozessen. Die Autoren beschreiben die Aufgabe der ethnografischen Forschung wie folgt:

„Das ‚Tun‘ der Menschen in Abfolge ist daher unser Material im Blick dahin, welche Realitäten sie miteinander machen – und wie das genau geschieht, wie handelnde Menschen in der Ausgestaltung ihrer Praktiken die Welt in Situationen ordnen [...] Das ist die Goffmansche Frage des ‚Was geschieht hier?‘“
(Dellwing/Prus 2012: 29)

Eine Möglichkeit, diese interaktionistischen Prozesse zu untersuchen, beschreibt das Konzept des „looking-glass-self“ von Charles Cooley, wie die Autoren erklären. “[L]ooking-glass“ ist als Spiegel zu verstehen, in welchen man hineinblickt und sein eigenes Verhalten und das von anderen reflektiert. Dellwing und Prus stellen fest: Wir handeln unsere eigenen Positionen immer im Zusammenspiel mit anderen aus, damit spiegeln wir mögliche Zuschreibungen anderer und beobachten uns somit selbst. Zusammenfassend kann also festgehalten werden, dass erwartete Handlungen auch schon sozial sind, selbst wenn noch nichts gesagt worden ist. Meines Erachtens ist es hier wichtig, das Beispiel der Kundin im Supermarkt zu nennen, welches im Zusammenhang mit Harald Welzer und den „sozialen Rahmungen“ bereits besprochen wurde. Die Situation im Supermarkt beschreibt eine reflexive Bezugnahme, welche nicht unbedingt Anpassungen an Erwartungen bedeutet, da wir uns nicht immer so verhalten, wie es von uns erwartet wird.

Nach Dellwing und Prus zielen die Grundzüge einer offenen Forschung auf die vielen Hinterbühnen der Menschen an. Hierbei beziehen sich die Autoren auf den bereits erwähnten Soziologen Erving Goffman, welcher sich nicht nur mit den „Rahmungen“ einer Situation beschäftigt hat, sondern auch mit den „Vorderbühnen“ und „Hinterbühnen“ der Menschen. Das eine Verhalten ist das seriöse, welches zum Beispiel in der Ausbildung oder im Beruf angewendet wird. Das andere Verhalten ist privat, es tritt auf der Hinterbühne in Erscheinung. Aus diesen unterschiedlichen Rollen, die wir im Alltag einnehmen, ergibt sich auch unsere Performanz, welche wir in der jeweiligen Rolle inszenieren. Menschen machen ihre Welt nicht vor jedem Menschen gleich. Deshalb geht es darum, möglichst einen Einblick auf die unterschiedlichen Hinterbühnen zu bekommen, betonen Dellwing und Prus. Es existieren unterschiedliche Bühnen für unterschiedliche Darstellungen vor unterschiedlichem Publikum, so die Autoren. Es geht ihnen also nicht darum, Meinungen an Personen festzumachen, sondern darum, sich Prozesse näher anzusehen und sich zu fragen, wer Bedeutungen konstruiert, für wen und mit wem.

Dellwing und Prus erklären folgende Arbeitsschritte für die Ethnografie: Damit die Leistung von Ethnografinnen erbracht werden kann, müssen zwei Dinge stattfinden. Zuerst geht es um ein „Eintauchen“ ins Feld, es wird offen und spontan versucht einen Zugang zum Forschungsfeld aufzubauen. Um einen Einblick auf die „Hinterbühnen“ zu bekommen, ist es wichtig, sich auf die jeweilige Gruppe einzulassen. Es geht nämlich nicht darum, eine passive Beobachterrolle einzunehmen, sondern aktiv in den Gesprächen zu sein. Um jedoch eine wissenschaftliche Forschung und eine soziologische Analyse leisten zu können, muss daraufhin eine Befremdung stattfinden. Diese zwei Aufgaben nennen die Autoren „doppelte Intersubjektivität“: Einerseits Abstand nehmen von den eigenen Vorannahmen, um das Feld innerhalb der eigenen „Hinterbühnen“ kennenzulernen. Und andererseits die Distanzierung zum Erforschten, um nicht in eine Nacherzählung zu kommen. Die Autoren fassen dies

wie folgt zusammen: „Befremdung der eigenen Konzepte, um das Feld zu verstehen; Befremdung des Feldes, um es soziologisch zu verstehen“ (Dellwing/Prus 2012: 68).

Um ein Eintauchen in das Feld zu gewährleisten, sind oft Interviews vonnöten. Die Autoren betonen aber auch, dass es mit einer klassischen ForscherInnenrolle oft nicht möglich ist, in das Feld einzutauchen, da die Distanz zwischen ForscherIn und InterviewpartnerIn zu groß ist und der/die Forscherin sich um eine passive Beobachterrolle bemüht. Deshalb ist es nach Dellwing und Prus wichtig, sich auf sein Feld einzulassen, es kennenzulernen und keine Interviews sondern „Gespräche“ zu führen. Sie plädieren damit für eine gewisse „Natürlichkeit des Redens“. Darunter verstehe ich die Möglichkeit einer gegenseitigen Fragestellung, so wie wir es aus Gesprächen unter Freunden kennen. Weiter erklären die Autoren, was als ForscherIn bei einem Interview zu beachten gilt: Es sei wesentlich, die Interviewperson in den Mittelpunkt zu stellen und sie als „Experte“ ihres Feldes sprechen zu lassen. Die ForscherIn soll zuhören und lernen – aber nachfragen, sobald etwas nicht verständlich ist, denn sie soll die Erzählung nachvollziehen können. Dellwing und Prus betonen hier besonders, dass nicht nach dem „Warum“, sondern nach dem „Wie“ gefragt werden muss, da ein „Warum“ immer eine Rechtfertigung evoziert und es der ForscherIn nicht um die Wahrheit geht, sondern darum, wie Menschen sich ihre Welt erschaffen. Den nächsten Schritt der Analyse beschreiben die Autoren als eine „Befremdung“ zum Forschungsfeld. Diese Befremdung sei notwendig, um soziale Prozesse zu erkennen. Wie hat sich die Interviewperson präsentiert? Wie offen war sie mir gegenüber? Diese Fragen müssen nach Dellwing und Prus gestellt werden, dürfen ihrer Ansicht nach aber nicht als feste Meinung an der Person festgemacht werden. So betonen die Autoren, dass Interviewpersonen immer „eine soziale Geschichte in einem sozialen Kontext erzählen und keine innerlich-persönliche nackte Wahrheit“ (vgl. Dellwing/Prus 2012: 116).

Weiter möchte ich meinen Forschungsprozess näher beleuchten und dabei eine Selbstreflexion einfließen lassen, nicht zuletzt, um noch einmal deutlich zu machen, durch welchen persönlichen Blickwinkel diese Arbeit entstanden ist. Ich werde auf Themenauswahl, Kontaktsuche, Interviewfamilie, Methodenumsetzung und Analyse eingehen. Dies ist notwendig, um die gesamte Arbeit in ihren Stärken und Schwächen zu verstehen, zu wissen, was sie leisten kann und was nicht. Dafür ist eine Methodenreflexion unverzichtbar. Nicht unwesentlich ist dabei die eigene Position als ForscherIn und AutorIn jeder wissenschaftlichen Arbeit.

Wie bereits im Vorwort erwähnt, liegt mir Migration und Biografie als Forschungsthema aufgrund meiner persönlichen Migrationsgeschichte besonders am Herzen. Aus diesem Grund führte für mich kein Weg an diesem Thema vorbei, da ich mich beruflich auch im Bereich der Migrationsarbeit sehe.

Nachdem eine Forschungsidee³ erarbeitet wurde, stellte sich die Kontaktsuche schwieriger als erwartet dar. Für die Interviews wurde eine Familie mit Migrationshintergrund gesucht, welche nicht „freiwillig“ nach Österreich gekommen war. Damit entstand das erste Auswahlkriterium: Die Interviewfamilie sollte im Zuge einer Arbeitsmigration oder einer Flucht nach Österreich gekommen sein. Diese Entscheidung fiel aufgrund meines Interessensgebietes aus, da meine Aufmerksamkeit besonders den Herausforderungen einer „unfreiwilligen“ Migration galt. Weiter sollte die zweite Generation bis zum Teenagealter im Herkunftsland aufgewachsen sein, damit auch selbstständige Erfahrungen gemacht wurden. Zusammenfassend lassen sich meine anfangs ausgewählten Auswahlkriterien in zwei Punkte gliedern:

- Elterngeneration: keine Altersvorgabe
- Kindergeneration: hat bis zum circa 14. Lebensjahr im Herkunftsland gelebt

Dies bedeutete aber wiederum, dass die Elterngeneration erst in einem späteren Alter nach Österreich gekommen sein musste, was in vielen Fällen schlechte Deutschkenntnisse der Eltern bedeutete. Da ich aufgrund von weiteren Interpretationsebenen in keiner anderen Sprache Interviews führen wollte und auch eine Übersetzungshilfe Problematiken hervorgebracht hätte, war ein sicherer Umgang meiner Interviewpersonen mit der Deutschen Sprache notwendig, um sich entsprechend ausdrücken zu können. Nach einer langen Suche stellte sich heraus, dass es schwierig war, eine Familie zu finden, in welcher die Elterngeneration gut genug Deutsch sprach, um sich sicher im Interview ausdrücken zu können, und die Kindergeneration lang genug im Herkunftsland gelebt hat. In den zunächst angefragten Familien waren die Kinder im Kindergartenalter nach Österreich gekommen und hatten ihrer Meinung nach wenige Erinnerungen an das Leben im Herkunftsland. Da sich meine Kriterien an eine Interviewfamilie als nicht umsetzbar erwiesen, wurden die Parameter geöffnet. Die Kriterien der Elterngeneration blieben, jedoch hob ich die Kriterien für die Kindergeneration auf. Das bedeutet, es war nicht länger notwendig für die zweite Interviewperson bis zum Teenageralter im Herkunftsland gelebt zu haben.

Die Wahl meiner Interviewfamilie entstand nicht durch Zufall. Nachdem sich zunächst kein Kontakt zu einer Interviewfamilie herstellen ließ⁴, erklärte ich in meinem sozialen Umfeld mein Forschungsvorhaben und ging mit der Anfrage nach einer Interviewfamilie auch direkt zu einem

³ Die Forschungsidee ist in der Einleitung beschrieben.

⁴ Meiner Ansicht nach lang dies daran, dass niemand der zunächst angefragten Familien mit einer „fremden“ Person über ihre Lebensgeschichte sprechen wollte. Damit war mir bewusst, dass ich in meinem sozialen Umfeld nach einer Interviewfamilie fragen müsse.

Bekannten aus Afghanistan, da ich Afghanistan als Herkunftsland besonders spannend empfand. Ich wuchs in einer muslimischen Familie auf und interessierte ich mich immer schon für die Rolle der Frau im arabischen Raum. Die Romane von Khaled Hoissini (Drachenläufer, Tausend Strahlende Sonnen) weckten in mir ein besonderes Interesse für Afghanistan. Schnell bekam ich eine Rückmeldung auf meine Anfrage, dass seine Mutter und seine Schwester gerne bereit wären, mit mir Interviews zu führen. Somit hat mein Bekannter den Kontakt zu meinen Interviewpartnerinnen hergestellt, welche seine Mutter und seine Schwester sind. Die Auswahl, dass es sich bei meinen Interviewpersonen um zwei Frauen handelt, entschied meine Kontaktperson. Jedoch bin ich der Meinung, dass ich dies aufgrund der oben erwähnten Interessen unbewusst mit beeinflusst habe.

Vor den Interviews wusste ich nicht sehr viel über Afghanistan: Meine vorgefertigten Bilder stammten lediglich aus Medien und Literatur. Mir waren gängige Kriegsbilder aus dem Fernsehen bekannt. Daraus resultierten Bilder von Kriegszerstörung und Frauenunterdrückung, welche meine Wahrnehmung auf Afghanistan dominierten. Hellblaue Burkas prägten mein Bild von afghanischen Frauen. Durch die Kontaktperson wusste ich nur wenig über Afghanistan, jedoch erfuhr ich hin und wieder etwas über seine in Österreich lebende Familie. Durch diese Informationen entstand für mich ein erster relativ positiver Eindruck auf seine Familienmitglieder. Sie waren in Ausbildung oder Arbeit, die großen Kinder waren bereits ausgezogen, die Eltern lebten mit den jüngeren Geschwistern in einem großen Einfamilienhaus am Stadtrand einer mittelgroßen Stadt.

Ab diesem Zeitpunkt folgte eine Vorbereitung auf die Interviews, welche sich an dem Methodengerüst von Dellwing und Prus orientierte. Mithilfe eines Leitfadens, einer Afghanistankarte als Gedankenanstoß und dem Wissen, dass ich die Interviews an „Gespräche“ nach Dellwing und Prus anlehnen wollte, ging ich zu meinen Treffen. Es stellte sich aber schnell heraus, dass weder im Interview mit der Elterngeneration noch mit der Kindergeneration ein tatsächliches „Gespräch“ stattgefunden hat. Beide Interviewpartnerinnen haben den Termin als einen „später veröffentlichten Text“ wahrgenommen, da ihre Lebensgeschichte meine Masterarbeit darstellt. Jedoch verhalf mir die Ansicht von Dellwing und Prus dennoch, auf die Sicht von Interviews und so war ich bemüht, mich meinen Interviewpartnerinnen anzupassen und in das Feld „einzutauchen“. Dieses erfolgte hauptsächlich durch Körpersprache und verbale Sprache. Ich war bemüht, mich der jeweiligen Interviewpartnerin im Sprachton anzupassen und übernahm auch einen leichten Dialekt. Meine Körperhaltung während der Interviews war ebenso wie meine Sprache vom Gegenüber geprägt. Es war mir ein Anliegen, meine Interviewpersonen nicht nach meinen bereits vorhandenen Bildern zu fragen und so war die Auseinandersetzung mit den eigenen Vorannahmen aktiver Teil während der gesamten Forschungsarbeit. Da ich als Forscherin aber bemüht war, mit meiner Interviewperson ein „Gespräch“ zu führen und in das Feld „einzutauchen“, passierten

mir im Laufe des Gespräches, auch wegen anfänglicher Nervosität, geschlossene Fragen, aber auch Fragen, welche durch Vorannahmen bestimmt waren. Diese wurden in die Analyse aber miteinbezogen und reflektiert. Zusammenfassend kann über meine beiden Interviews gesagt werden, dass es immer wieder zu „Gesprächsphasen“ gekommen ist, zum größten Teil aber Interviews geführt wurden. Aus diesem Grund habe ich mich entschieden, im weiteren Verlauf meiner Arbeit den Begriff Interview und nicht Gespräch zu verwenden.

Im Anschluss an die Interviewtermine wurde noch am selben Tag ein Interviewprotokoll erstellt, welches eine genaue Beschreibung der Interviewsituation sowie einen Überblick über den Inhalt festhielt. Da ich mich bewusst auf zwei Interviewpartnerinnen beschränkt habe, um tiefer in die einzelnen Interviews eintauchen zu können, hielt ich ein genaues Interviewprotokoll in meinem Forschungstagebuch fest. Aus diesem Grund konzentrierte ich mich auch vor allem auf Momente, welche in der Interviewsituation zunächst unklar waren, und versuchte diese möglichst genau zu notieren. Auch nach der Transkription arbeitete ich später noch sehr oft mit den Audiodateien der Interviews, da mich das „Hören“ wieder in die Interviewatmosphäre zurückversetzte und ich alleine durch Pausen oder ein Lachen wusste wovon die jeweilige Stelle gehandelt hatte. Ich konnte also auf diese Weise auch Zwischentöne und unausgesprochene Kommunikation zwischen den Gesprächspartnerinnen in die Analyse miteinbeziehen.

Als nächster Schritt folgten die ersten Analysegedanken. Dazu war Dellwings und Prus „Befremdung“ (Dellwing/Prus 2012: 60) notwendig, um mich nach den persönlichen Treffen wieder vom Thema zu distanzieren und somit soziologische Zusammenhänge zu verstehen. Auch der Austausch mit StudienkollegInnen war in diesem Zusammenhang sehr von Vorteil, da ich dadurch meine eigene Verbundenheit zum Thema distanzierter betrachten konnte. In der anschließenden Analyse arbeitete ich mit Kategorisierungen und Codes. Eine wichtige Frage lautete: Was bedeuten die Erzählungen für meine Interviewpersonen und in welchem Zusammenhang stehen die beiden Interviews zueinander? Für den Aufbau meiner Arbeit war es aber zunächst wichtig, nicht in sozialen Kategorien zu denken und das Interview daraufhin zu zerlegen, sondern mich an den Leitlinien meiner Interviewpartnerinnen zu konzentrieren und den Aufbau nach ihren Erzählschwerpunkten zu gestalten. Da meine Analyse aber mit dem Wissen, dass das Gesagte gemeinsames Produkt von SprecherIn und ZuhörerIn ist (Welzer: 2001), erstellt worden ist, war es notwendig, an gewissen Stellen der Analyse auf mich als Interviewerin Bezug zunehmen, ohne mich in den Vordergrund stellen zu wollen. Nach der Analyse entwarf ich erste Forschungsergebnisse, auf welche meine Schlussfolgerungen folgten.

Methodenkritik bedeutet, die Grenzen seiner Möglichkeiten zu kennen. Diese Arbeit kann eine neue Perspektive im Hinblick auf das Thema Migration und Biografie eröffnen und Einblicke in ganz persönliche Lebensgeschichten gewähren. Sie schließt eine Lücke in der Migrationsforschung und macht uns bewusst, dass viele unserer Mitmenschen bereits schwere Wege gegangen sind. Weiter sprach meine Forschungsarbeit die Auswirkungen einer Migration auf das gegenwärtige Leben an. Was diese Arbeit jedoch nicht kann, ist für die Gesamtheit von Menschen mit Migrationshintergrund sprechen, da es um individuelle Erfahrungen geht. Sie kann nicht alle aufkommenden Fragen klären, da es sich lediglich um eine Auswahl an Schwerpunkten handelt, welche wiederum von mir als Autorin ausgewählt wurden.

Die Erzählforschung leistet einen großen Beitrag, diese Relativierungen vorzunehmen. Denn sie verpflichtet uns danach zu fragen, in welchen Zusammenhängen wer was gesagt hat. Dadurch stellt sie eine wichtige Basis der Quellenkritik dar und macht bewusst, wie Interviews zu verstehen sind. Die Erzählungen in einem Interview sind deshalb aber nicht weniger Wert als die „Realität“. Wenn das tatsächliche Leben sich von den Erzählungen der InterviewpartnerInnen unterscheidet, heißt das nicht, dass die Erzählungen weniger wahr sind, sondern diese ebenso eine „Wirklichkeit“ für die Person darstellt. Diese Überlegungen sind wichtiger Bestandteil der Erzählforschung. Sie ermöglicht uns, die eigene Textproduktion als ForscherIn kritisch zu hinterfragen. So sind Auswahl der Interviewpassagen und die Reichweite der Ergebnisse immer Produkt von uns selbst, nicht von unseren InterviewpartnerInnen.

III. PORTRAITS

Im Kapitel „Portraits“ stelle ich Mutter und Tochter in Einzelfallstudien vor, sodass jedes Interview zunächst in seiner Eigenlogik verstanden wird. Dann nehme ich im darauf folgenden Kapitel „Im Vergleich: Sehnsuchtsort Afghanistan“ beide Interviews zusammen in den Blick und diskutiere Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Beide Interviewpartnerinnen benutzten eine sehr bildhafte Sprache und erzählten manchmal wie aus einem Märchen, dadurch wird das Sprachbild zum essentiellen Teil meiner Forschungsarbeit. Das Sprechen in Bildern ist aber keine Besonderheit, sondern gehört zu den gängigen Mustern in Erzählungen. So hat die Europäische Ethnologin Brigitta Schmidt-Lauber in ihrer Dissertation „Gemütlichkeit“ Sprachbilder wie folgt beschrieben:

„Kennzeichnend für die Darstellung von Bildern ist die Plastizität der Sprache: Bilder sind anschaulich, nicht abstrakt, sie nehmen den Zuhörer oder Leser an die Hand und lassen vor seinem inneren Auge konkrete Erscheinungen und Situationen entstehen [...] Sprachbilder lassen sich deshalb besonders leicht nachvollziehen, erzeugen Stimmungen und Assoziationen beim Rezipienten.“ (Schmidt-Lauber 2003: 194)

In Bezug auf Schmidt-Laubers Definition von Sprachbildern verwende ich aufgrund der Erzählform meiner Interviewpartnerinnen den Begriff „Portrait“⁵, da es mir dadurch möglich ist meine Arbeit in der Erzählform von Mutter und Tochter zu gestalten. Die Interviews „Portrait Sonja“ (Mutter) und „Portrait Ayla“ (Tochter) benenne ich lediglich mit anonymen Vornamen, da mir beide meiner Interviewpartnerinnen zu Beginn unserer Treffen das „Du“ anboten. Als Link zwischen dem „Portrait Sonja“ und dem „Portrait Ayla“ stellt das „Portrait Afghanistan“ einen Exkurs dar. Dieser dient dazu, den LeserInnen eine breitere Kontextualisierung vom Herkunftsland der Frauen über das in den Interviews Besprochene hinaus anzubieten. Diese Anordnung wurde gewählt, um die Verbindung der beiden Interviews deutlich zu machen und Afghanistan als Erzählgegenstand hervorzuheben. Diese Anordnung erlaubt es Ihnen auch, innerhalb der Portraits quer zu lesen.

Um nun die einzelne Person im Interview näher kennenzulernen sind die Portraits in zwei Teile gegliedert: Zuerst folgt eine Beschreibung der Interviewsituation, um die Interviewatmosphäre widerzuspiegeln, welche ich „situativen Rahmen“ nenne. Wie im Theorieteil meiner Arbeit beschrieben, sind „soziale Rahmungen“ ausschlaggebend für den Inhalt von Gesprächen; dies trifft ebenso auf

⁵ Auch wenn Portraits Bilder von Personen darstellen, möchte ich dazu Sprachbilder verknüpfen.

Interviews zu. Aus den „sozialen Rahmungen“ wiederum resultiert die „Performanz“, unser Auftritt, wie wir wahrgenommen werden möchten. Die zwei Begriffe sind im „situativen Rahmen“ vereint.

Danach beschäftige ich mich im zweiten Teil der Portraits mit dem Erzählinhalt und nenne diesen „Interview“. Hier werden die Erzählinhalte der beiden Frauen von mir auf meine Forschungsfragen hin diskutiert. Wie entwerfen sich meine Interviewpartnerinnen in einer Rückschau biografisch? Und was bedeutet dies für ihre Selbstwahrnehmung in der Gegenwart und die Präsentation ihrer selbst mir gegenüber? Genauer bedeutet dies, dass ich in den einzelnen Interviewpassagen darauf achte, wie mir meine Interviewpartnerinnen was erzählen. Es geht darum einen dynamischen Blick auf die Erzählinhalte zu werfen. Was erzählt die Interviewperson am Anfang und was erzählt sie am Ende? Details wie Tonlage und Stimmungsqualität sind wesentlich, um diese mit dem Gesamteindruck gegenzulesen. Je genauer meine Analyse in ihren Details ist, desto aufschlussreicher wird eine mögliche Interpretation der Interviews. Ich beschreibe aus diesem Grund auch die Szene rund um das Interview im „situativen Rahmen“, da ich nur unter Betrachtung der Gesamtsituation in all ihren Details, zu einer Aussage kommen kann. Schlussendlich sollen in dieser Vorgehensweise mögliche Antworten auf meine Forschungsfragen entstehen.

Portrait Sonja

Zum situativen Rahmen

Das Treffen mit Sonja wurde von meiner Kontaktperson, Sonjas Sohn, arrangiert und so erhielt ich eine Einladung, sie an einem Samstagnachmittag in ihrem Haus zu interviewen. Sonja kam in der Großstadt Kabul in Afghanistan auf die Welt und ist heute ungefähr fünfundfünfzig Jahre alt. Mit 19 Jahren, zu Beginn ihres Pharmaziestudiums, heiratete sie einen Offizier und unterbrach das Studium aufgrund der Schwangerschaft mit ihrem ersten Kind. Nach einer kurzen Karenzzeit fing sie in einem Kindergarten in Kabul an zu arbeiten und studierte gleichzeitig Pädagogik. Als die Taliban Afghanistan eroberten, entschlossen sich Sonja und ihr Mann mit ihren Kindern und Sonjas Bruder und Schwester nach Russland zu flüchten. Das Ziel der Familie war es, von Moskau nach London weiterzuziehen, da sie alle Englisch sprachen. Doch sie wurden in Österreich auf der Durchreise festgenommen und waren damit gezwungen, hier um Asyl anzusuchen. Heute hat Sonja fünf Kinder, vier Söhne und eine Tochter. Sie arbeitet als Putzfrau in einer Schule und lebt mit ihrem Mann und den zwei jüngsten Söhnen im Süden Österreichs. Sonja bezeichnet sich und ihre Familie als „Tadschiken“, welche eine afghanische Ethnie darstellt.

Wie zuvor bereits erwähnt spielt die Einbeziehung der Performanz vor und während des Interviews in meiner Arbeit eine wesentliche Rolle. Als Sonja mir die Haustüre öffnete, war ich überrascht, sie in einem hellrosa Bademantel vorzufinden. Ich hatte nicht damit gerechnet, sie in einer solch legeren Kleidung vorzufinden, da ich sie davor noch nie gesehen hatte. Sie trug kurzes schwarzes Haar, war ein wenig um die dunklen Augen geschminkt und lud mich in das Haus ein. Mit einem Schritt befand ich mich mitten im Geschehen, da der große lange Vorraum als Wohnzimmer genutzt wurde. Auf den ersten Blick war das etwas ungewöhnlich, da nach meinen Erfahrungen der Vorraum als Garderobe genutzt wird und keinen eigenständigen Raum darstellt. Am Ende des Raumes befand sich ein großer Flachbildschirm mit einer dunklen Ledercouch und vorne, in Nähe der Haustür, eine gemütliche Sitzecke, ausgestattet mit Couch, Sesseln und einem niedrigen Wohnzimmertisch aus Glas, der nun als Esstisch verwendet wurde. Rechts befand sich die Küche, links das „richtige“ Wohnzimmer und die Treppe führte in den oberen Stock zu den Schlafzimmern. Alle Zimmertüren waren geschlossen. Das Treppengeländer war silberfarben, der Boden mit weißen Fliesen ausgestattet. Das Haus machte mit seinen persischen Teppichen und dunklen Möbeln einen imposanten Eindruck auf mich.

Sonja bat mich in der Sitzecke Platz zu nehmen und brachte mir einen Tee und Essen. Sie entschuldigte sich, dass sie keine Zeit gehabt hatte, etwas traditionell Afghanisches zu kochen, aber sie war am

Vormittag nicht zuhause. Sonja war sehr freundlich und sprach mich von Anfang an mit „Du“ an, war aber nicht sehr gesprächig. Während dem Essen führten wir etwas Smalltalk und ich erzählte ihr von meinem Studium. Vor dem Interview ging Sonja noch vor die Haustür eine Zigarette rauchen. Ich sah sie durch das Fenster hindurch – in ihrem hellrosa Bademantel und der Zigarette in der Hand. Sie wirkte nachdenklich auf mich.

Das Interview begann etwas angespannt. Ich erklärte ihr, wie ich vorgehen wollte und erzählte ihr etwas über meine Masterarbeit, um ihr etwas Vorbereitungszeit zu geben. Dann sagte sie, sie wüsste nicht genau, wo sie mit dem Erzählen anfangen soll und wünschte sich meinerseits konkrete Fragen. Ich erklärte ihr weiter, dass sie die Expertin ihres Lebens sei und selbst entscheiden könne, was sie mir aus ihrem Leben in Afghanistan erzählen möchte. Nachdem sie immer noch zögernd wirkte, legte ich ihr eine Karte von Afghanistan, die ich mitgebracht hatte, auf den Tisch und bat sie, mir zu zeigen wo sie genau gelebt hatte. Sie begann ein wenig zu erzählen und sprach danach aber nicht weiter. Deshalb stellte ich ihr eine Frage zu ihrer Familie. Sie sprach sehr langsam, als ob sie bei jedem Wort überlegen müsse, ob sie das Richtige sagte. Als ich sie etwas verwirrt ansah, sagte sie als „Erklärung“: „Mein Deutsch ist leider nicht perfekt! Du musst meine Fehler ausbessern beim Schreiben.“ Nun wusste ich, was es mit dem Zögern auf sich hatte. Es war auf ihre Unsicherheit, Fehler zu machen zurückzuführen. Ich versuchte sie zu beruhigen und vermittelte ihr, dass ihr Deutsch sehr gut war und sie mit mir ganz entspannt reden könne. Ich versicherte ihr auch, ihre Deutschfehler für die spätere Verschriftlichung auszubessern. Daraufhin entspannte sie sich ein wenig und begann eher umgangssprachlich mit mir zu sprechen. Statt „Ja“ sagte sie manchmal „Jo“ und statt „Nein“ hieß es ab und zu „Nana“. Diese Anklänge an den österreichischen Dialekt lassen mich eine Entspannung ihrerseits in der Interviewsituation vermuten.

Sonjas Telefon klingelte während des Interviews meinem Gefühl nach pausenlos. Sie bekam Anrufe und Nachrichten. Sie telefonierte zweimal auf Dari, ihrer Muttersprache. Einmal telefonierte sie auch auf Bosnisch. Ich war erstaunt, wie viele Sprachen sie fließend beherrscht und fragte, wo sie denn so gut Bosnisch gelernt hatte. Sie hatte im Asylheim eine bosnische Freundin gehabt und durch sie dann die Sprache gelernt. Im Interview erzählte sie mir, dass sie sechs Sprachen fließend spricht: Dari, Pashtu, Englisch, Russisch, Bosnisch und Deutsch⁶.

⁶ Die in Afghanistan gesprochenen Sprachen werden im „Portrait Afghanistan“ näher erklärt.

Ich war neugierig und fragte Sonja nach Fotos. Sie musste ein wenig suchen und brachte mir dann eine Tasche mit Fotoalben. Sonja zeigte mir alte Fotos aus Afghanistan, in denen sie modern gekleidet war und roten Lippenstift trug. In ihren Erzählungen über das Leben in Afghanistan blühte Sonja auf. Ihr Gesicht veränderte sich, sie lächelte und hatte Freude in ihren Augen. Sie erzählte detailliert, sodass bei mir als Zuhörer*in Bilder entstanden. Diese waren Bilder aus einem „exotischen“⁷ Afghanistan, lange vor dem Krieg.

Nach eineinhalb Stunden Interview beendete ich unser Gespräch, da Müdigkeit auf beiden Seiten zu spüren war und Sonja durch die ständigen Anrufe auch etwas gestresst wirkte. Sonja zeigte mir noch das „richtige“ Wohnzimmer, wo sie ihre Fotoalben aufbewahrt hatte. Dieses wurde als Abstellzimmer verwendet. Vieles war in Kartons eingepackt. Es war nun klar für mich, warum wir das Interview nicht im „richtigen“ Wohnzimmer hatten, denn es war mehr Aufbewahrungsraum als Wohnzimmer. Sonja und ihre Familie waren bereit zu gehen, das Haus hatte einen neuen Käufer gefunden. Sonja und ihrer Familie war das Haus zu groß. Ihr Wunsch war es, mit allen Kindern und nun auch einem Enkel im Haus zu leben, aber ihre anderen drei Kinder waren bereits ausgezogen und so entschied sie sich, das Haus zu verkaufen und in eine Wohnung zu ziehen. Inwiefern Sonja und ihr Mann die Möglichkeit hatten ein Haus zu kaufen ist im Interview nicht besprochen worden. Zum Schluss sprachen wir noch kurz über die Nostrifizierung von afghanischen Zeugnissen und so erzählte sie mir, dass sie keinen gültigen Führerschein besäße. Da sie ihren Führerschein in Afghanistan gemacht hat, hätte sie um diesen umschreiben lassen zu können, hier in Österreich weitere Prüfungen in Deutsch absolvieren müssen: „Da fahr ich lieber ohne Führerschein, als das mitzumachen!“ (Interview Sonja)

Für die Analyse der Interviewsituation ist es zunächst notwendig, auf die „sozialen Rahmen“ einzugehen. Die Beziehung zwischen Sonja und mir als Interviewerin spielt dabei eine wesentliche Rolle, da sie die Stimmungsqualität ausmacht und somit das Erzählen von Sonja beeinflusst. Da ich für Sonja eine Bekannte ihres Sohnes war, war mir gegenüber ein Vertrauensvorschuss vorhanden, auch wenn sie mich, genau wie auch ihre Tochter, noch nicht kannte. Dieses Vertrauensverhältnis wird in der Begrüßungsszene – an der Art und Weise der Begrüßung und an Sonjas Kleidungsstil – besonders deutlich. Sonja umarmte mich und trug dabei einen Bademantel. Sie wählte für den Interviewtermin keine formale Kleidung.

⁷ Der Begriff „exotisch“ bleibt kritisch zu betrachten, da er viele Stereotype hervorruft. In diesem Zusammenhang wird er zur Vermittlung von beschriebenen Sprachbildern verwendet.

Weiter war es für Sonja selbstverständlich, dass wir uns bei ihr zuhause zum Gespräch treffen und nicht irgendwo außerhalb in einem Caféhaus. Ein weiterer Aspekt ist die Tatsache, dass das Interview zwischen zwei Frauen stattgefunden hat und deshalb mit großer Wahrscheinlichkeit andere Zugänge und Einblicke in Sonjas Leben möglich waren. Diese Faktoren ergaben meiner Meinung nach eine gute Balance aus Nähe und Distanz für das Interview.

Die Smalltalkszene mit anschließender Zigarette stellt den Gesprächseinstieg vor dem Interview dar. Die Tatsache, dass sie vor dem Interview noch eine Zigarette rauchen ging und dabei nachdenklich wirkte kann als Versuch der „Entspannung“ vor dem Interview interpretiert werden, gleichzeitig aber auch als Distanz zum Interview ausgelegt werden. Die zweite Szene verweist auf Sonjas Erfahrungen an Sprechsituationen in amtlichen Zusammenhängen und unterstützt damit meine Annahme, dass Sonjas Erfahrungen mit Interviewsituationen eventuell aus „offiziellen Interviews“ wie einem Asylverfahren stammen. Meiner Vermutung nach liegt das Sprechen über Afghanistan in einem offiziellen Rahmen (welches mein Treffen mit Sonja durch das Interview genauso darstellt) sehr lange zurück, eventuell war eben das letzte offizielle Sprechen darüber im Asylverfahren. Ich komme zu dieser Annahme, da Sonja während dem Smalltalk nur sehr wenig sprach, obwohl sie mir gegenüber sehr herzlich war und ich sie als selbstbewusste Person wahrnahm. Ihre Unsicherheit und ihr Zögern harmonisierten nicht mit ihrem Erscheinungsbild. Auch die Bitte, ihre Deutschfehler auszubessern, sprach dafür, dass Sonja die Interviewsituation nicht als ein Gespräch, sondern als „offizielles Interview“ verstanden hat und ihr bewusst war, dass ihre Inhalte am Ende Teil einer öffentlich zugänglichen Arbeit sein werden. Daraus ergibt sich für mich folgende Interpretation: Zum einen war die Interviewsituation für Sonja ein „offizielles Interview“ und kein Gespräch, da es sich um meine Masterarbeit handelte, die später veröffentlicht wird, zum anderen aber war unsere persönliche Beziehung eine private, da ich die Bekannte eines Familienmitgliedes für sie war. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass innerhalb dieser Interviewsituation zwei Ebenen zu finden sind: eine offizielle Ebene und eine private Ebene. Beide existieren während der Interviewsituation nebeneinander. Dies hat mich aber als Interviewerin zunächst verunsichert, da ich nicht sicher war, auf welcher Ebene ich ihr begegnen sollte. Erst nach einer genaueren Betrachtung im Nachhinein wird klar, dass es sich um zwei unterschiedliche Ebenen handelt, die wie in Sonjas Fall, koexistieren können, ohne Sonja als zurückhaltende Person im Allgemeinen zu bezeichnen. Denn die weiteren Beschreibungen, wie ihre Sprachfähigkeiten und die Erzählung, dass sie nicht gewillt ist ihren Führerschein nachzumachen, machen meiner Ansicht nach deutlich, dass Sonja, nicht wie nach dem ersten Eindruck, eine unsichere Person ist, sondern sich auch und gerade als eine starke selbstbewusste Frau präsentieren möchte. Nun folgt ein kurzer Gesprächsüberblick, welcher zum Aufzeigen der Erzähllinien dienen soll.

Zum Interview

Durch meine Fragen wurde der Verlauf weitestgehend chronologisch geführt und zeichnete sich durch wichtige biografische Lebensereignisse wie Matura, Studium, Heirat, Schwangerschaft und Arbeit ab. Sonja sprach am Anfang von ihrer Familie in Afghanistan. Als wir auf ihre Ausbildung zu sprechen kamen erklärte sie mir das Schulsystem in Afghanistan und wie der Übergang zum Pharmaziestudium zustande kam. Sie sprach mit Freude von ihrem Pädagogikstudium und der Arbeit im Kindergarten. Nach circa einer halben Stunde sprach Sonja ohne meine Nachfrage über den damaligen Zusammenhalt ihres Umfelds in Afghanistan. Die Ehrlichkeit, die Hilfsbereitschaft und Loyalität der Menschen Afghanistan nahmen eine wichtige Rolle in ihrer Erzählung ein.

Wie in jeder biografischen Erzählung gab es auch in Sonjas Lebensgeschichte Leerstellen. Im Interview sprach sie nicht über Mazar-e-Sharif⁸, eine andere Stadt in Afghanistan. Aufgrund der Eroberung Kabuls durch die Taliban war Sonja gezwungen, mit ihren Kindern nach Mazar-e-Sharif zu ziehen. Ebenso fand weder das Leben in Russland noch die Flucht nach Europa einen Platz in ihrer Erzählung. Sie sprach über das Leben in Afghanistan bis 1995 und das Leben in Österreich ab 2000. Ihr Leben in Österreich stellte Sonja nicht besonders glücklich dar und sprach sogar von einem Nervenzusammenbruch im Jahre 2007. Sie verbrachte daraufhin einige Zeit in einer Landesnervenklinik. Sie erklärte mir ihre Einweisung als Explosion, als Zusammenbruch, weil sie „erschöpft“ gewesen sei. Diese Erschöpfung resultierte ihrer Meinung als Folge von Krieg, Flucht und den Herausforderungen in Österreich.

Zum Ende des Gespräches hin, fragte ich Sonja, ob sie heute zufrieden in Österreich ist. Sie beantwortete meine Fragen positiv, da es ihr am wichtigsten sei, dass sie und ihre Familie in Sicherheit leben, dass die Kinder eine Ausbildung machen können. Diese positive Antwort erstaunte mich zunächst, da ihre Selbstdarstellung während des Interviews eher negativ gezeichnet war. Die positive Bewertung auf meine Frage lässt sich wie folgt erklären: Wenn sie über ihr Leben in Afghanistan sprach, bewertete sie Österreich negativ. Auf eine direkte Frage hin sprach sie aber positiv über Österreich, da es sich hier um ihre Gesamtsituation handelte. Damit möchte ich deutlich machen, dass es sich in den Erzählinhalten meiner Interviewpartnerinnen um viele „Gleichzeitigkeiten“ von Argumenten handelt. Unterschiedliche Argumentationen können nebeneinander existieren, ohne sich gegenseitig zu widersprechen.

⁸ Ab 1991 kämpften die Taliban in Afghanistan und hatten wenige Jahre später auch die Hauptstadt Kabul erobert. Um den Taliban zu entfliehen flüchtete Sonja mit ihren Kindern in den Norden nach Mazar-e-Sharif.

Zwei Mütter, ein Vater

Da Sonja trotz Afghanistan-Karte nicht in ein Erzählen übergang, stellte ich ihr eine Frage zu ihrer Familie. Der Einstieg in das Interview wurde aus diesem Grund nicht von Sonja gewählt, sondern von mir eingeleitet. So sprach sie von acht Geschwistern und zwei Müttern. Sie sprach im gesamten Interview kein einziges Mal von einer „Stiefmutter“ oder „Halbgeschwistern“, sondern von der „ersten Mutter und meiner Mama“ (Interview Sonja). Wie die Heirat ihres Vaters mit den beiden Frauen zustande kam und wie sie das Leben mit zwei Müttern persönlich empfand, thematisierte Sonja nicht.

Unglücklicherweise wurde von mir in diesem Moment eine geschlossene Frage gestellt und so gehe ich

Sonja: Ja, ich bin da in Kabul geboren (zeigt auf die Karte).

Forscherin: Weißt du wo genau?

Sonja: Also genau im Zentrum Kabuls. Circa zwei Kilometer von unserem internationalen Flughafen entfernt. Das ist die Hauptstadt Afghanistans und ich bin in Kabul geboren.

Forscherin: Okay.

Sonja: (schaut auf die Karte, spricht aber nicht weiter)

Forscherin: Und wie viele Geschwister hast du?

Sonja: Ich hab acht Geschwister. Wir sind zusammen acht Geschwister und zwei Mütter. Von der ersten Mutter hab ich zwei Brüder und von meiner Mutter, wir sind sechs Geschwister. Zwei Mädchen und vier Buben. Insgesamt sechs Buben in unserem Haus und zwei Mädchen.

davon aus, dass Sonja mir aus diesem Grund ihre Antwort auch in einer Form einer Befragung gegeben hat. Meiner Ansicht nach ging es ihr aber auch darum, etwas von sich preiszugeben, denn sie hätte aufgrund der geschlossenen Frage auch lediglich eine Geschwisterzahl aufsagen können. Demzufolge wurde Sonjas Sprachform von mir initiiert. Sie sprach sich selbst aktiv mit dem Personalpronomen „Ich“ an und betonte, dass die Familie gemeinsam ein „Wir“ darstelle. Mit den im Krieg „verlorenen“⁹ Brüdern ging sie auf einen historischen Rahmen ein. Sie sprach emotionslos von ihren Brüdern wie in einer Befragung, jedoch gehe ich davon aus, dass alleine die Erwähnung ihrer verlorenen Brüder für sie eine starke Verbindung zu ihren Geschwistern bedeutete. Die emotionslose Erwähnung könnte auch daher kommen, dass Sonja, als ihre Brüder verloren gingen, 12 oder 13 Jahre alt war, seit damals sehr viel Zeit vergangen ist und besonders viele andere dramatische Ereignisse stattgefunden haben.

Sonjas Tochter Ayla erklärte mir in ihrem Interview auf meine Nachfrage hin, dass beide Großmütter mehr oder weniger keine andere Wahl hatten, als sich gut zu verstehen, da es sonst Ärger mit Aylas

⁹ Diesen Begriff verwendet Sonja im Interview, um auf das Verschollen ihrer Brüder als Kriegssoldaten an der Front deutlich zu machen.

Großvater gegeben hätte. Sonjas Vater musste seine erste Frau heiraten, so war es von seinen Eltern vorbestimmt, erzählte sie mir. Nach ein paar Jahren sah er Sonjas Mutter und beschloss sie als zweite Frau zu heiraten. Aus diesem Grund haben sich beide Frauen mit ihrem Schicksal zufriedengeben und sind statt in Rivalität zueinander in eine enge Freundschaft getreten. Da die erste Frau keine eigene Tochter hatte war Sonja als erste Tochter in der Familie ein besonderes Kind für sie, erklärte mir Ayla. Diese Freundschaft zwischen den beiden Frauen und das enge Band zwischen Sonja und ihrer ersten Mutter lässt meiner Interpretation nach erklären, warum Sonja von ihren „zwei Müttern“ sprach und die erste Frau ihres Vaters niemals „Stiefmutter“ nannte. Im Zusammenhang mit ihren Müttern empfand

Forscherin: Was war dein Vater genau von Beruf?

Sonja: Ja, er war Kommandant von den Panzerfahrern. Er hat in der Türkei und in Frankreich studiert. Vier Jahre war er in Frankreich und zwei Jahre in der Türkei. Meine Mutter hat nicht studiert. Es war so damals. Die Frauen konnten nicht studieren. Die Umgebung in der Familie meiner Mutter damals war dagegen, dass die Mädchen in die Schule gehen.

Forscherin: Okay, das heißt deine Mutter hat keine Schule besucht?

Sonja: Nein, meine beiden Mütter sind nicht in die Schule gegangen. Überhaupt nicht. [...]

Forscherin: Warum hast du in die Schule gehen dürfen?

Sonja: Ich? Weil mein Papa war sehr //mhm// so ein sehr demokratischer Mensch. Ihm war wichtig, dass ich auch in die Schule gehe und studiere, so wie meine Brüder. Also gleich wie meine Brüder hatte ich das Recht gehabt. Da gab es keinen Unterschied in meiner Familie.

ich die Tatsache spannend, dass Sonja als Frau in ihrer Familie die gleichen Rechte wie ihre Brüder genoss. Ihre Mütter dagegen blieben Analphabetinnen. Hier wird deutlich, dass Sonja eine Sonderstellung innerhalb ihrer Familienstrukturen¹⁰ genoss. Diese Sonderstellung ist aufgrund der Unterstützung ihres Vaters möglich gewesen.

Sonjas Vater kam ins Gespräch, als sie mir ein Foto von ihm zeigte. Als wir sein Foto betrachteten fragte ich Sonja nach seinem Beruf, da er in Offizierskleidung abgebildet war. Das Foto war gut erhalten und war von einem breit silbernen schnörkeligen Rahmen umfasst. Sie präsentierte ihn mir stolz mit einem Lächeln. Die gute Aufbewahrung des Fotos, der imposante Rahmen, die Präsentation des Bildes ließ mich darauf schließen, dass Sonja eine enge Beziehung zu ihrem Vater gehabt haben muss. Sie forderte im weiteren Verlauf des Interviews meine Aufmerksamkeit aktiv ein, um das Gespräch auf ihren Vater zu lenken und begann von selbst, ohne meine Nachfrage, von ihm zu sprechen. Sie sprach nicht viel über ihn, aber die kurzen Sätze, die sie wählte, hatten eine starke Gewichtung, denn sie waren

¹⁰ Mit Sonderstellung soll auf die Rechte Sonjas als Frau hingewiesen werden, da ihre Mütter keine Rechte in der Familie besaßen.

eine gut gewählte Beschreibung ihres Vaters, um ihn in ein positives Licht zu rücken. So betonte Sonja seine akademische Laufbahn sowie sein modernes westliches Denken.

Forscherin: Und wie genau kann man sich dann so eine arrangierte Heirat vorstellen?

Sonja: Mein Papa hat immer gesagt, dass ich zuerst eine Ausbildung brauche. Er hat zu mir gesagt, dass es nicht wichtig ist ob man hübsch oder reich ist, sondern dass man eine Ausbildung hat. Das ist wichtig für ihn gewesen. Mein Papa hat es gehasst, wenn Leute nicht in die Schule gegangen sind. Mein Mann hat damals in Russland studiert und ist nach Afghanistan zurückgekommen. Als er wieder zurück war hat er meinen Papa gefragt, ob er seine Tochter heiraten darf.

Dies geschah nicht nur an einer Stelle, sondern wurde etwas später noch einmal in den Mittelpunkt gestellt, wo es um ihre arrangierte Hochzeit ging. Hier ging es nicht in erster Linie um ihren Mann, sondern darum, dass ihr Vater ganz bewusst seine Zustimmung zur Heirat gab – sie machte damit deutlich, dass sie der Entscheidung ihres Vaters einerseits vertraute, andererseits arrangierte Ehen zum Alltag in Afghanistan gehörten. An dieser Interviewstelle lachte sie und erklärte, dass sie damals, als sie jung war, nicht so viele Freiheiten hatten wie die Frauen heute in Afghanistan. Eine offene Frage bleibt im Interview die Beziehung zu ihrem Mann, da sie diese nicht beschreibt und ich es in der Situation nicht als angebracht empfunden habe, danach zu fragen.

Dieser wiederholte Schwerpunkt auf den Vater lässt mich darauf schließen, dass Sonja mir mehr von ihm erzählen wollte, da sie davor nur kurz von ihm gesprochen hatte. So betont sie, dass er sie immer zu einer Ausbildung bestärkt hat. Die Unterstützung des Vaters endete selbst nach ihrer Heirat nicht. Da ihre Schwiegereltern verstorben waren und ihr Mann für das Militär an anderen Orten beschäftigt war, war es ihr möglich, bei ihrer Familie zu leben, was in der damaligen Zeit keine Selbstverständlichkeit¹¹ war. So präsentierte Sonja durch ihre Erzählungen und das Foto ihres Vaters ein stimmiges Bild eines westlich-demokratischen Mannes. Er wurde in keiner Weise von Sonja kritisiert.

Im Gespräch mit Ayla erfuhr ich auch etwas über die negativen Eigenschaften ihres Großvaters. So erzählt sie mir von einem gewaltbereiten Diktator im Haus, der seine Frauen wie Hausangestellte behandelte. Aus diesem Grund steht für mich die Frage offen, warum es keine Kritik bzw. Reflexion in Sonjas Erzählung gab. Der demokratische und unterstützende Vater steht mit seinem Verhalten innerhalb seiner Familie im Widerspruch. Jedoch kann die andere Seite für Sonja genauso existiert

¹¹ „Üblicherweise zieht die Frau nach der Heirat zu der Familie (famyl) des Mannes“ (Gerlich 2014: 100). „Sie wechselt aus dem Schutz des Vaters in den Schutz des Ehemannes“ (vgl. Knabe 1977: 125).

haben, für sie stellt sie im Interview aber keinen Konflikt dar. Dies könnte meiner Auffassung daran liegen, dass Sonjas Vater in dem Jahr, als Sonja nach Österreich gekommen ist, an einem Herzinfarkt gestorben ist. Da keine Telefonate nach Afghanistan in der Kriegszeit möglich waren, hat sie aber erst Jahre später von seinem Tod erfahren. Diese bittere Tatsache lässt mich vermuten, dass Sonja ihren Vater idealisiert und seine positiven Eigenschaften in den Vordergrund ihrer Erinnerungen setzt. Ein weiterer Grund für die Idealisierung kann auch darin liegen, dass Sonja der Hintergrund des Interviews bewusst ist und sie innerhalb des „offiziellen Interviews“ nicht negativ über ihren Vater sprechen wollte. Da Ayla ihren Großvater das letzte Mal aber mit nur 3 Jahren gesehen hat, gehe ich davon aus, dass ihr Wissen auch auf Erzählungen innerhalb ihrer Familie basiert, vielleicht auch auf die Erzählungen ihrer eigenen Mutter. Dies lässt mich vermuten, dass für Sonja beide Seiten ihres Vaters existent waren, sie jedoch ohne seine Unterstützung das Leben in Afghanistan nicht hätte führen können, dass sie zu einer erfolgreichen und selbstbewussten Frau gemacht hat.

Die Kindergartendirektorin

Nachdem wir uns über ihren unterstützenden Vater unterhielten, lag für mich die Frage nahe, wie Sonjas Ausbildung ausgesehen hat. Sie erklärte mir zunächst den Ablauf der Matura und den damit

Sonja: Das heißt es gibt eine Frage, die dich fragt, in welchem Bereich du deinen Wunsch hast zu studieren. Dann schaut man wie viel Punkte man hat. Man hat dann drei Entscheidungen. Nicht eine, sondern drei.

Forscherin: Was waren deine drei Entscheidungen?

Sonja: Meine erste Entscheidung war Medizin. Die zweite war //mhm// Pharmazie und die dritte war Pädagogik. Und dann habe ich die Prüfung für Pharmazie geschafft. Dann hab ich sechs Monate Pharmazie studiert und dann war ich schon schwanger. Und es hat so ein starker Krieg begonnen, dass ich nie auf die Uni gehen konnte. Meine Mama und meine Eltern haben gesagt, nein das darfst du gar nicht es ist zu gefährlich. Na ich hab eh gesagt, ich will gehn, aber sie wollten mich nicht mehr gehen lassen. Vor allem es ging nicht mehr um mich allein. Sie sagten, ich trage ein Kind mit mir. Wenn dir etwas passiert, wenn du irgendwo hinfällst, man kann nie wissen im Krieg. [...] Dann hab ich Pharmazie verlassen und gedacht nächstes Jahr komme ich wieder und mache weiter. Aber dann habe ich meinen Sohn bekommen und im Kindergarten begonnen zu arbeiten und Pädagogik studiert.

verbundenen Entscheidungen über das Studium. Als wir über Sonjas Ausbildung sprachen veränderte sich ihre Art zu Sprechen. Plötzlich lockerte sich ihre Haltung, sie sprach sehr selbstbewusst und stolz darüber – studiert zu haben in einem Land, in welchem bis heute Frauenunterdrückung ausgeübt wird. Der Grund warum ich sie nach ihrer Ausbildung fragte, war der, dass sie am Anfang nur kurze Antworten von sich gab. Als sie mir aber erzählte, warum sie, obwohl ihre Mütter keine Schule besuchten durfte, trotzdem eine Ausbildung absolvierte, ging ich davon aus, dass ihre Ausbildung für sie sehr wertvoll und positiv assoziiert war. An dieser Stelle des Interviews, wir befinden uns hier noch am Anfang des Gespräches, konnte ich beobachten, dass Sonja sich ihrer privilegierten Rolle in ihrer Familie durchaus bewusst war.

In Afghanistan ist das Pädagogikstudium praxisorientiert ausgerichtet und so arbeitete Sonja auch in einem Kindergarten – zuerst als Pädagogin, dann als Sekretärin und nach ihrer Ausbildung als Direktorin. Der Kindergarten war ein sehr bekannter in Kabul, da vor Sonja die Frau eines Politikers die Direktorin war, erzählt sie mir. Ich gehe davon aus, dass sie mir diese Tatsache erzählt hat, um mir ein Verständnis davon zu vermitteln, welcher wichtigen Beruf sie ihrer Meinung nach in ihrem Herkunftsland ausgeübt habe. Der Beruf stellt für Sonja somit ein symbolisches Kapital dar – soziale

Anerkennung. Sie setzte sich aktiv als Expertin ins Bild, damit veränderte sich ihre Sprachform, da es nun mehr ein Expertenwissen war, welches sie zu erklären versuchte. Aus diesem Grund verwendete sie ab diesem Zeitpunkt öfter das Personalpronomen „man“, da sie ein allgemeines System erklärte. Ihre Sätze wurden länger und die Informationen detaillierter. Sie schien sich auf einmal sehr wohl im Gespräch zu

fühlen, die anfängliche Zurückhaltung war verflogen. Eine mögliche Erklärung hierfür ist, dass sie sich an dieser Stelle nicht länger über persönliche Inhalte, sondern über allgemeine unterhält. Die Distanz zum Thema gibt ihr damit die Möglichkeit, sich flüssiger im Interview auszudrücken. Ich möchte folgendes nochmal wiederholen, weil es wichtig ist, um Sonjas Gegenwart besser zu verstehen: Als sie Direktorin war, hatte Sonja großes Ansehen – privat wie auch beruflich. Meiner Interpretation nach sind Sonjas Ausbildung und Beruf für sie Anerkennung und Bestätigungen zugleich gewesen. Es war ihr möglich, ihr eigenes Geld zu verdienen und zum Familienhaushalt auch einen finanziellen Beitrag zu leisten. Diese Annahme bestätigt sich auch in dem Gespräch mit Ayla. Sie betonte die berufliche Zufriedenheit ihrer Mutter und wie viel es ihr bedeutet hat, eine wichtige Position in einer öffentlichen Institution wie dem Kindergarten eingenommen zu haben. Sie hatte neben ihrer Rolle als Mutter die Rolle der Direktorin, welche ihr einen wichtigen Ausgleich verschaffte, erklärte mir Ayla. Im Gespräch zeigte mir Sonja ein paar Fotos aus Afghanistan. Auf einem Foto waren zwei ihrer Kinder sie im Büro besuchen. Sonja trug einen Rock und einen roten Lippenstift. Sonjas Ausdruck auf dem Foto bestätigte meine Annahme, dass der Beruf für sie eine Anerkennung darstellte. Sie wirkte glücklich über den Besuch ihrer Kinder. Das Foto hätte meiner Ansicht nach, aufgrund von Einrichtung und Kleidung, auch irgendwo aus Europa in den 1990er Jahren stammen können.

Mir entsprang aufgrund meiner mitgebrachten Bilder Afghanistans die klischeehafte Frage, ob sie denn keine Burka tragen musste. An dieser Stelle wurde mir im Nachhinein bewusst, dass meine Bilder aus Afghanistan alle seit dem Krieg durch die Taliban geprägt waren. Durch mein Wissen aus Medien und Literatur kenne ich weder Erzählungen noch Bilder aus einem Leben vor den Taliban. Auf meine Frage hin antwortete Sonja mit einem verschmitzten Lächeln: „Nein. (...) Hab’ ich nicht“ (Interview Sonja). Mit dieser selbstbewussten Betonung auf das „ich“ sowie einer Mischung zwischen Hochsprache und Dialekt durch das verschlungene „e“ macht sie deutlich, dass sie sich klar von jeglichen Klischees abgrenzen möchte, die „wir“ EuropäerInnen in unseren Köpfen besitzen. Sie genoss es offensichtlich, mir bewusst zu machen, dass das Klischee einer verhüllten Frau in Burka nicht auf sie zutrifft. Die Art und Weise, wie Sonja auf meine Frage antwortete, bestätigte mir wieder Sonjas Selbstbewusstsein, auch wenn dies am Anfang des Gespräches wegen ihrer Zurückhaltung versteckt blieb. An dieser Stelle tauschen Sonja und ich wieder die Rollen. Sie wird wieder zur Expertin und spricht wie zuvor über das Schulsystem, in einem sehr selbstbewussten Ton. Meiner Interpretation nach gefallen ihr die Situationen, in welchen sie ganz offensichtlich zur Expertin wird. Durch ihre Erzählungen über diesen Lebensabschnitt verstand ich umso mehr, wie schwierig es für Sonja sein musste, ihren Beruf in dem sie, meiner Vermutung nach, als starke und selbstbewusste Frau aufging, durch einen Frauen erniedrigenden Krieg aufgeben zu müssen.

Kriegsfolgen

Wie in jedem biografischen Interview, ich möchte fast sagen, wie in jedem Interview, gibt es auch im Gespräch mit Sonja Leerstellen und Missverständnisse. Diese sind aber keinesfalls nur als Problem zu werten, sondern können auch viel über den Bezug des Themas zur Person aussagen. Nach fast einer Stunde Gespräch wusste ich nicht, wann sie Afghanistan verlassen hatte und wie es zu dieser Flucht gekommen war. Sie hatte davor gerade länger aktiv und ausführlicher von aktuellen Problemen in Afghanistan gesprochen und nach einer kurzen Pause ihrerseits stellte ich ihr die Frage zur Flucht. Ihre

Forscherin: Das heißt 1995 seid ihr nach Russland geflohen?

Sonja: Ja.

Forscherin: Und wieso Russland?

Sonja: Ja, weil mein Mann dort studiert hat und weil's an der Grenze zu Afghanistan war. Und wir haben gesagt, wenn es ruhiger wird, fahren wir wieder zurück.

Forscherin: Und wie lange hast du dann in Russland gelebt?

Sonja: Ich war drei Jahre in Russland.

Forscherin: Hast du in Russland zusammen mit deinem Mann gelebt?

Sonja: Mhm.

Forscherin: Was ist danach passiert?

Sonja: Dann bin ich wieder nach Afghanistan zurückgekehrt. Dann war ich eineinhalb Jahre in Afghanistan... mit meiner Familie.

Forscherin: Waren die Kinder auch dabei?

Sonja: Ja. Nur mein Mann ist in Russland geblieben. Danach hab ich gesehen, dass der Krieg nicht vorbei ist und dass es keine Möglichkeiten für mich gibt.

Antwort war für mich etwas irritierend, da sie zwar sagte, sie sei aus dem Land geflohen, sprach aber noch von einer anderen Stadt, wo sie dann aber weiter „laufen“ musste. Meiner Interpretation nach verwendet sie das Verb „laufen“ nicht, weil sie das Wort „Flucht“ nicht kennt, sondern weil sie es bewusst einsetzen möchte, um das unfreiwillige Verlassen noch einmal in den Vordergrund zu stellen und dabei deutlich zu machen, dass Flucht nicht nur auf vier Rädern stattfindet. Als ich sie kurz später auf die andere Stadt ansprach, reagierte sie zögernd. Mir fiel auf, dass sich in diesem Moment im Gespräch etwas verändert hatte. Sonjas Antworten wurden kürzer, das Interview fiel wieder in eine Form von Befragung zurück. Meiner Wahrnehmung nach wurde sie wieder zurückhaltender und war nicht länger gewillt, das Gespräch aktiv zu lenken. Auf eine Nachfrage antwortete sie nur mit einem „Mhm“.

Da Sonja nicht mehr weitersprach, versuchte ich sie durch weitere Fragen zum Redefluss zu motivieren. Jedoch veränderte sich das Gespräch aber nun zu einem Frage-und-Antwort-Interview. Meiner Interpretation

nach kann dies auch an meinen Fragestellungen, die zum Großteil geschlossene Fragen waren, liegen, da ich bemüht war, zum Ende des Gespräches etwas über die Flucht nach Österreich zu erfahren und damit Fakten abgefragt habe. Auf der anderen Seite wollte Sonja aber auch nicht drüber sprechen und hielt aus diesem Grund ihre Antworten sehr kurz. Die Flucht schien für sie ein Thema zu sein, worüber sie – für mich nachvollziehbar – nicht gerne sprach und so antwortete sie erneut mit einem „Mhm“. Ich hatte jedoch nicht den Eindruck, dass meine Fragen für Sonja unangenehm oder gar unangebracht waren. Zu

Forscherin: Hast du in diesen eineinhalb Jahren in Afghanistan dich dann verschleiern müssen?

Sonja: Damals bin ich nie rausgegangen. Außer wenn ich manchmal musste. Dann hab ich aber keine Burka getragen, sondern so einen großen Schal, so ein Kopftuch und hab mich damit bedeckt.

Forscherin: War diese Zeit für dich als Frau gefährlich?

Sonja: Eigentlich (...) wenn ich jetzt ehrlich sein soll, ich hab so Angst gehabt, dass ich nie rausgegangen bin. Ich bin eineinhalb Jahre im Haus geblieben.

diesem Zeitpunkt des Gespräches waren wir sehr vertraut miteinander und hatten auch des Öfteren zusammen gelacht. Diese Vertrautheit wird an einer Stelle nochmal ganz deutlich. Als Sonja von den eineinhalb Jahre sprach, in welchen sie nach Afghanistan zurückkehrt und mir mit den Worten „wenn ich dir wirklich die Wahrheit sagen soll“ – meiner Interpretation nach im Sinne von „wenn ich jetzt ehrlich soll“ – mir erzählt, wie ängstlich sie zu dieser Zeit war. Der in Interviews sowie im Alltag oft gehörte Satz „Wenn ich jetzt ehrlich sein soll“ stellt aber auch einen spezifischen Erzähltopos dar. Der Kulturwissenschaftler Hans Joachim Schröder hat in seinem Aufsatz „Topoi des

autobiografischen Erzählens“ folgendes festgestellt:

„[...] so sind demgegenüber etwa Topoi wie ‚Ja, so war das‘, ‚Das glaubt keiner‘ oder ‚Ich lüge nicht‘ vor allem ‚kommunikative‘ Sätze; sie appellieren an ein Gegenüber, das Erzählte nicht in Frage zu stellen. Solche kurzen Bemerkungen haben nur einen geringen Erklärungswert, sie verweisen zudem, wie viele andere Topoi, auf die Schwierigkeit, Erlebtes in Sprache zu übersetzen. (Schröder 2005: 26)

Im Zusammenhang mit Sonjas Redewendung macht dies nochmal deutlich, dass das Thema Krieg und Flucht für sie eine Schwierigkeit im Interview darstellten. Im Interview mit Ayla habe ich mehr darüber erfahren, wie es zu diesen Leerstellen und Umbrüchen im Gespräch gekommen ist. In einem Moment im Interview hatte Sonja ihre Tochter Ayla nicht erwähnt und erzählt, dass sie mit allen Kindern zurück nach Afghanistan gefahren ist. Dabei hat sie Ayla bei ihrem Mann und ihrer Schwester in Russland zurückgelassen. Der Grund dafür könnte sein, dass sie nicht als schlechte Mutter angesehen werden wollte oder es ihr in dieser Zeit so schlecht ging, dass sie einfach nicht näher darüber sprechen wollte. Ayla klärt mich auch über die „andere Stadt“ auf und erzählt mir, dass es sich um Mazar-e-Sharif handelt, einer Stadt im Norden Afghanistans, welche sich an der Grenze zu Usbekistan befindet. Die Familie war gezwungen, die Hauptstadt Kabul zu verlassen und entschied sich deshalb zuerst nach Mazar-e-Sharif zu gehen, in der Hoffnung, dass sich der Krieg beruhigt und sie wieder nach Kabul zurück können. Jedoch war dies eine schwierige Zeit für Sonja, da ihr Mann wegen dem Krieg oft nicht nachhause konnte (er arbeitete immer noch in Russland und pendelte alle paar Wochen nachhause), während sie die Familie alleine ernähren musste. Ayla sprach von einer Zeit, in der sie ihre Mutter sehr oft weinen hörte. Da Sonjas Gehalt als Pädagogin damals nur für die Miete reichte, war sie gezwungen,

Möbelstücke und Teppiche zu verkaufen, um die Zeit, bis ihr Mann zurückkam, zu überbrücken. Diese Erklärung Aylas lässt mich darauf schließen, dass Sonja eine schwere Zeit in Mazar-e-Sharif hatte und deshalb nicht näher auf die „andere Stadt“ eingehen wollte. Die Flucht war für sie und ihre Familie keine einfache und direkte Reise – zuerst ging es in eine andere Stadt – dann wieder zurück nach Kabul – von dort nach Russland, wo sie ein paar Jahre lebten, in der Hoffnung nach Afghanistan zurückzukehren. Schließlich hatten sie beschlossen, nach London zu flüchten und wurden in Österreich aufgehalten.

Die Beschreibung Aylas über Sonjas Perspektive lässt mich die Umbrüche und Leerstellen im Interview besser verstehen. Nach Brigitte Bönisch-Brednich sind Auslassungen notwendig, um ein stimmiges Bild aus Vergangenheit und Gegenwart zu erzählen (vgl. Bönisch-Brednich 2005: 235). Bönisch-Brednichts Aussage ist im Zusammenhang mit autobiografischen Interviews zu verstehen. Jedoch ist dies auch bei Sonja zu beobachten, da sie meiner Interpretation nach bemüht ist, sich als zufriedene und starke Persönlichkeit in ihren kurzen Erzählungen darzustellen. Sonja deutet in unserem Gespräch auf negative Erlebnisse in ihrem Leben hin, verweigert aber ausführlichere Details dazu. Ein Grund dafür kann sein, dass sie vor ein paar Jahren einen längeren Aufenthalt in einer Nervenklinik verbracht hat, da sie mit der damaligen Situation aus Kulturwechsel und Kriegstrauma überfordert war. Dieser Aufenthalt in der Klinik kann ihr geholfen haben, die Kriegserlebnisse zu verarbeiten, sodass sie heute nicht mehr im Detail darüber sprechen muss beziehungsweise möchte. In ihrer Selbstpräsentation möchte sie nicht als Opfer eines Krieges und einer Flucht wahrgenommen werden. Die Auslassung von negativen Erlebnissen in Afghanistan führt zu einer Legitimierung ihrer positiven Erinnerungen. Dies führt mich zu meiner ersten Annahme zurück, dass Sonja bemüht war, ein stimmiges Bild ihrer Lebensgeschichte zu schaffen und den Fokus auf positive Ereignisse in ihrem Leben legen wollte, um schlussendlich doch noch eine „Erfolgsstory“ (Lehmann 2007) zu erzählen.

Portrait Afghanistan

Um einen Überblick über das Herkunftsland der beiden Frauen zu schaffen, habe ich mich mit den zwei gleichnamigen Werken „Afghanistan“ des Politikwissenschaftlers Conrad Schetter und des Historikers Bernhard Chiari befasst. Dabei konzentrierte ich mich auf die für die Interviews besonders relevanten Inhalte. Mein Kapitel „Portrait Afghanistan“ ist als Zusammenfassung dieser zwei Werke zu verstehen. Auf der Suche nach Literatur zu Afghanistan musste ich feststellen, dass sich hauptsächlich mit dem Thema Krieg seit dem Jahre 2001 auseinandergesetzt wird und noch wenig über soziale Alltage oder Familienstrukturen bekannt ist.



Abb. 1: Afghanistan Karte¹²

Unterschiedliche Ethnien, Sprachen, Religionen und Herrschaftsvorstellungen erschwerten die Schaffung einer nationalen Einheit Afghanistans. Das Land besteht zum größten Teil aus Gebirge. Die Hauptstadt Afghanistans ist Kabul mit fast fünf Millionen EinwohnerInnen. Afghanistan ist ein Vielvölkerstaat, jedoch bezeichnet der Begriff *Afghane* die Stämme der Pashtunen. Im Jahre 1919 erklärte Großbritannien Afghanistan für unabhängig, obwohl es nie von ihnen kolonialisiert worden war. Seit 2004 ist das Land eine islamische Republik. Ende 2014 wurde der Pashtune Ashraf Ghani zum neuen Präsidenten Afghanistans gewählt. Ab August 2015 war Afghanistan aufgrund von Bombenanschlägen in der Hauptstadt Kabul wieder vermehrt in den Medien.¹³

¹²<https://www.google.com/maps/place/Afghanistan/@34.1525206,56.9807749,5z/data=!4m2!3m1!1s0x38d16eb6f8ff026d:0xf3b5460dbe96da78> (Stand 21.08.2015)

¹³ <http://www.tagesschau.de/ausland/anschlag-kundus-afghanistan-101.html> (Stand 12.08.2015)

Ethnische Vielfalt

Aufgrund der Lage Afghanistans zwischen Vorderasien, Zentralasien und dem Indischen Subkontinent verfügt das Land über eine hohe kulturelle Vielfalt. Es werden über 30 Sprachen gesprochen. Für die meisten AfghanInnen sind nach wie vor ihre Stämme und Clans weitaus wichtiger als eine gemeinsame ethnische Identität. Die drei größten Gruppen in Afghanistan sind:

- Paschtunen bilden die größte ethnische Gruppe und stellen weltweit die größte Stammesgesellschaft dar. Paschtunen sind überwiegend Sunniten und sprechen Pashtu, eine iranische Sprache, die jedoch vom Dari abweicht. Paschtunen sehen sich in ihrem Selbstverständnis als eigentliche Afghanen.
- Tadschiken stellen die zweitgrößte ethnische Gruppe dar und leben hauptsächlich in Nordafghanistan. Der Begriff „Tadschike“ lässt sich als eine anti-ethnische Ausrichtung verstehen. Es handelt sich um eine Restkategorie unter allen sunnitischen, Persisch-sprechenden EinwohnerInnen. Sie stellten bis zum Krieg der Taliban den Großteil des Wirtschaftsleben und der intellektuellen Kreise dar.
- Hazaras werden aufgrund ihres mongolischen Aussehens und ihrer Sprache (Hazargi) als sog. Abkömmlinge der Mongolei gesehen. Sie stellen in Afghanistan die am stärksten benachteiligte und ausgegrenzte Gruppe dar. Bei den Hazara haben Frauen mehr Rechte als bei den Pashtunen oder Tadschiken. Da sie größtenteils im trockenen Gebirge des Landesinneren leben, sind sie von Armut betroffen. Es gibt keine Möglichkeit auf Arbeit und nicht alle besitzen Zugang zu sauberem Trinkwasser.

Hier ein kleiner Überblick über einige ethnische Gruppierungen mit ihren Sprach- und Konfessionsangehörigkeiten:

<i>Ethnie</i>	<i>Sprache</i>	<i>Konfession</i>
Paschtunen	Pashto	Sunniten
Tadschiken	Dari (=Persisch)	Sunniten
Hasara	Dari	Schiiten
Usbeken	Usbekisch	Sunniten
Turkmenen	Turkmenisch	Sunniten

Tabelle: Vgl. Conrad Schetter „Die ethnischen Gruppen Afghanistans“ Wiesbaden 1986.

Geschichtliche Annäherung

Da ich eine Ausführung der historischen Entwicklung Afghanistans im Zusammenhang mit meinen Einzelfallstudien als nicht wesentlich betrachte, möchte ich die historische Rahmung mit dem 19. Jahrhundert beginnen und auf den nächsten Seiten einen knappen Überblick geben.

Afghanistan galt zwischen 1823 bis 1880 als Objekt englischer und russischer Fremdherrschaft. Die damals dominierenden Weltmächte Russland und England hatten großes Interesse an Afghanistan. So kam es zu einem Interessenskonflikt zwischen den beiden Mächten, welchen die Briten verloren. Schließlich wurde Mitte der 1880er Jahre eine Übereinkunft zwischen Russland und England getroffen, welche die Grenzen Afghanistans festlegte. Im Kampf gegen die Fremdherrschaft verbündeten sich währenddessen verfeindete Stämme Afghanistans miteinander, was schließlich den Weg zur Unabhängigkeit eröffnete.

Zwischen 1880 bis 1930 entwickelte sich das Stammesfürstentum zum Staat. Ab den 1930er Jahren engagierten sich Deutschland, Frankreich, Japan und Italien beim Aufbau des afghanischen Bildungs- und Wirtschaftswesens. Der Einfluss Deutschlands hatte zur Folge, dass die Rassen- und Nationalideologien Adolf Hitlers in Afghanistan Verbreitung fanden.

Der erste und einzige Präsident der *Republik Afghanistan*, Mohammad Daud, übernahm ab 1953 die Regierungsgeschäfte und strebte eine Modernisierung des Landes durch Entwicklungshilfe aus den USA und der Sowjetunion an. 1953 stürzte Daud das Königshaus und rief die Republik aus. Der Islam verlor immer mehr an Bedeutung und so wurde 1959 der Schleierzwang für Frauen aufgehoben. Jedoch trat Daud 1963 aufgrund der Paschtunistanfrage und dem Wunsch nach einer konstitutionellen Monarchie ab.

Nach einem Bürgerkrieg kam es im Jahre 1979 zur Besetzung Afghanistans durch sowjetische Truppen. Die sowjetische Kriegsführung sah es vor, die Bevölkerung durch Bombardierung zur Abwanderung aus Afghanistan zu zwingen. Mitte der 1980er Jahre war das Umland von Kabul völlig zerstört. Der Krieg löste die weltweit größte Flüchtlingswelle seit dem 2. Weltkrieg aus. Zehn Jahre lang kämpfte die Sowjetunion in Afghanistan gegen die Mudschaheddin (Verbreitung des Islams), welche von den USA, Saudi Arabien und Pakistan finanziert wurden. Daraus entwickelte sich der Afghanistankonflikt im Zeichen des Kalten Krieges.

In Bezug auf mein Thema ist wichtig, dass die Flüchtlingsströme der 1980er Jahre Verschiebungen ethnischer Gruppen auslöste. Dadurch verloren die immer noch stark verbreiteten Stammeswerte der

Pashtunen an Ansehen. Aus diesem Grund fand eine Machtverschiebung von Stammesführern zu religiösen Gelehrten statt. Im Zuge dessen erfolgte eine gesellschaftliche Zurücksetzung der Frau, da die Männer versuchten, ihre verlorenen Kontrollmächte durch das Stammesansehen zurückzugewinnen, indem sie nun Frauen kontrollierten.

1989 zog sich die Sowjetunion schließlich aus Afghanistan zurück, jedoch folgte nun ein Bürgerkrieg zwischen den unterschiedlichen Parteien. Nach dem Sturz Najibullahs 1992 wurde die Hauptstadt Kabul, welche während der Besatzung der Sowjets nahezu unversehrt blieb, schwer umkämpft. Abdul Dostum, der Vertreter der usbekischen Minderheit, schaffte in Mazar-e-Sharif im Norden Afghanistans, eine Autonomie mit funktionierender Ordnungsstruktur. Ihm folgten viele AnhängerInnen des alten Regimes, welches von der Sowjetunion unterstützt wurde. Der Kampf um Afghanistan wurde in Kabul ausgetragen. Die Dauerbombardierungen allein durch die islamische Miliz, soll 40.000 Opfer gefordert haben. „Folter und Vergewaltigung von Kabuler Zivilisten, die die Mujahedin als Kommunisten und Städter verachteten, waren an der Tagesordnung“ (Schetter 2004: 119). Um sich von der Ideologie des Kommunismus abzuheben, benötigten die Mujahedin-Parteien radikalere Vorstellungen zum Islam.

1992 wurde Afghanistan zum „Islamischen Staat Afghanistan“ ausgerufen. 1994 kam es zum Aufstieg der Taliban (Religionsstudenten), welche sich vom Süden des Landes aus verbreiteten. Die Taliban-Bewegung stammt ursprünglich aus religiösen Schulen für afghanische Flüchtlinge in Pakistan. Die Koranschüler stammten meist aus sozialschwachen Milieus und waren häufig Waisenkinder, so dass die Talibanführer für sie die Funktion von Ersatzfamilien übernahm.

„Das Geld für den Aufbau der Taliban stammte überwiegend aus Saudi-Arabien, doch wurde die Bewegung auch von verschiedenen Ölkompagnien im Zuge eines Pipeline-Projektes unterstützt. Die USA vermieden es, direkt mit den Taliban in Verbindung gebracht zu werden. Im Interesse der USA und Saudi-Arabiens lag auch, dass sich der schiitische Iran durch die Taliban bedroht fühlte.“ (vgl. Schetter 2004: 125).

Ich beziehe mich auf das Zitat von Schetter, damit in der aktuellen Flüchtlingsdebatte nochmal deutlich wird, dass die Herkunftsländern vieler Flüchtlinge oder MigrantInnen in vielen Fällen von reichen Ländern zerstört wurden und werden. Mithilfe der Scharia strebten die Taliban einen „Gottesstaat“ an. Die Strafen für Vergehen wie zum Beispiel Steinigung bei Ehebruch wurden immer wieder angewandt, um die Bevölkerung abzuschrecken.

Um die Lage der Frau in Afghanistan ab dem Jahr 1991 vor Augen zu führen, fasst Schetter die Veränderungen durch die Taliban wie folgt zusammen:

„Verbote von Rasieren, Tanzen, Musikhören, Fernsehen usw. entsprach der eigenwilligen Interpretation der religiösen Schrift. Leidtragende dieser Politik waren vor allem die Frauen als schwächstes Glied der Gesellschaft: Hatte die islamische Partei die Verschleierungspflicht eingeführt, so verbannten die Taliban die Frau völlig aus dem öffentlichen Leben durch die Pflicht des Ganzkörperschleiers (burqa), das Arbeitsverbot für Frauen und die Schließung von Mädchenschulen. Jedoch war die Sittenstrenge und Frauenpolitik der Taliban weniger von den Moralvorstellungen der Scharia als vom Ehrbegriff des *paschtunwali* der Pashtunenstämme geleitet. Die Verdrängung der Frau aus dem öffentlichen Leben, die Steinigung von „befleckten“ Frauen und die Aufnahme der Blutrache in ihr Rechtssystem entsprachen Ehr- und Rechtsvorstellungen des *paschtunwali*, die einer strengen Auslegung der Scharia sogar widersprachen“ (Schetter 2004: 132).

Die Anschläge des 11. September 2001 auf das World Trade Center rückten Afghanistan erneut ins Zentrum der Weltpolitik. Im Oktober desselben Jahres begann die USA mit der „*Operation Enduring Freedom*“ das seit 1996 herrschende Talibanregime zu stürzen und die Terrorgruppe Al-Qaida durch Luftangriffe zu zerschlagen. In der Post-Taliban-Zeit gehörten Anschläge und Gewalt immer noch zum Alltag Afghanistans. Die Entwicklungshilfen, die ab 2001 aufgrund von unzureichender Sicherheit in anderen Regionen, hauptsächlich in Kabul, stattfand, verschlechterte einmal mehr die Kluft zwischen der Hauptstadt und dem übrigen Land. Mangels ökonomischer Alternativen ist für viele Bauern daher der Anbau und Handel von Marihuana und Heroin der einzige Weg. So ist Afghanistan heute der größte Produzent weltweit für Opium, das Ausgangsmaterial für Heroin. Die UN schätzt, dass rund eine Million AfghanInnen heroinsüchtig sind.

In Bezug auf Sonja und Ayla möchte ich auch auf die Rolle der Frau in Afghanistan eingehen, jedoch erscheint mir dies aufgrund von unzureichender Literatur wenig aussagekräftig. Um die Rolle der Frau aber dennoch anzusprechen, möchte ich mich auf einen Online Artikel der deutschen Wochenzeitung „Die Zeit“ beziehen¹⁴. Die Journalistin Ronja von Wurmb-Seibel lebte und arbeitete von September 2013 bis Dezember 2014 in Afghanistan. Sie veröffentlichte ein Buch über ihre Erlebnisse und ein Auszug davon wurde auf Seite der Online Zeitung veröffentlicht. Dieser Auszug ist kritisch zu betrachten, da es sich um subjektive Eindrücke handelt. Nichtsdestotrotz kann er als Innenperspektive einer westlichen Frau verstanden werden. Aus diesem Grund wurde auch das Format der „Interviewpassage“ wie im Portrait von Sonja und Ayla gewählt.

¹⁴ Auszug aus <http://www.zeit.de/politik/ausland/2015-02/afghanistan-ausgerechnet-kabul-buchauszug>
(Stand 10.06.2015)

Ich bin eine Frau, und ich lebe in Afghanistan. Trotzdem habe ich keine Ahnung davon, wie es ist, als Frau in Afghanistan zu leben. In Kabul fühle ich mich höchstens wie eine halbe Frau, eher wie ein geschlechtsloses Alien. Denn ein Geschlecht definiert sich ja nicht bloß über seine physischen Merkmale, sondern auch anhand gesellschaftlicher Regeln. Für afghanische Männer und Frauen gibt es detaillierte Verhaltenskodizes: Worüber darf man sprechen, mit wem darf man sich treffen, wohin darf man gehen, wann sollte man abends zu Hause sein. Für mich als ausländische Frau gibt es keine, jedenfalls keine fest definierten. Ein paar Sachen sind klar: Manche Männer vermeiden es, mit mir zu sprechen. Manche geben mir nicht die Hand zur Begrüßung – nicht als Zeichen der Missachtung oder Geringschätzung, sondern weil sie es als zu intim empfinden. Fremden schaut man als Frau nicht in die Augen – manchmal sehe ich beim Spaziergehen mehr vom Gehsteig als von den Bewohnern Kabuls. Ich darf nicht im Stausee schwimmen, an den wir freitags oft zum Picknicken fahren, und auch nicht in den vielen Wasserparks mit Rutschen und Whirlpools, die es in Kabul gibt. Es hilft, einen Ehering zu tragen. Und in der Öffentlichkeit sollte ich weder rauchen noch Alkohol trinken. Keine dieser Regeln hindert mich daran, meinem Job nachzugehen. [...] Doch im Grunde arbeite ich so wie in Hamburg auch. [...] Dazwischen beobachte ich den Alltag, lerne Dari und versuche etwas über das Land zu lernen, in dem ich nun lebe. Es gibt sogar Dinge, die ich machen kann und Männer nicht: Wenn ich bei der Passbehörde mein Visum verlängere, muss ich nicht stundenlang Schlange stehen, sondern komme als eine der Ersten dran; als Frau soll ich nicht lange warten. Wenn ich mit Interviewpartnern, Kollegen oder Bekannten rede, kann ich bedenkenlos nach ihren Frauen und Kindern fragen; als Mann kann das respektlos und unhöflich wirken. Und wenn wir bei Freunden eingeladen sind und Männer und Frauen getrennt sitzen, bin ich die Einzige, die alle treffen darf: Frauen und Kinder, weil ich eine Frau bin. Männer, weil ich eine Ausländerin bin. [...]

Portrait Ayla

Zum situativen Rahmen

Durch meine Kontaktperson, den Bruder Aylas beziehungsweise Sonjas Sohn, erhielt ich die Telefonnummer Aylas und wir vereinbarten telefonisch einen Termin für unser Treffen. Sie lud mich in die Wohnung ihres älteren Bruders ein, da sie dort gerade lebte, um Geld zu sparen. Ihre alte Wohnung, in der sie alleine gelebt hatte, wurde ihr zu teuer. Zum Zeitpunkt des Treffens war sie aber alleine in der Wohnung, damit wir ungestört reden konnten. Ich betrat die kleine Wohnung in einem unscheinbaren alten Wohngebäude. Wie ihre Mutter überraschte sie mich mit einem sehr legeren Outfit für unser Interview – sie begrüßte mich mit einer Umarmung im weißen, mit roten Blumen gemusterten Pyjama. Sie erzählte mir, dass sie zuvor geschlafen hatte und gerade aufgewacht war. Von Beginn unseres Kennenlernens an sprachen wir wie zwei Freundinnen miteinander. Im Wohnzimmer stand eine große schwarze Ledercouch, ein Couchtisch aus Glas mit einer gehäkelten, weißen Tischdecke, ein arabischer Schriftzug hing an der Wand, gegenüber der Sitzecke war ein großer Fernseher platziert, umrahmt von einer großen Wohnzimmerwand. Der große Fernseher war eingeschaltet und dominierte den kleinen Raum. Ayla brachte Schwarztee in verzierten Gläsern. Wir tranken zunächst Tee und unterhielten uns vertraut, eben wie zwei Freundinnen. Ich bat Ayla den Fernseher etwas leiser zu schalten, da man dadurch die Aufnahme vielleicht nicht so gut verstehen würde. Sie antwortete: „Es schaut eh niemand“ und drückte den Power-Knopf auf der Fernbedienung. Die Atmosphäre war sehr entspannt und ich sprach zunächst von meinem Studium und meiner Masterarbeit als Einführung in das Interview.

Zu Beginn des Interviews nahm ich auch bei Ayla die Karte Afghanistans in die Hand und fragte sie, ob sie mir etwas dazu erzählen könne. Wie sich herausstellte, war für Ayla kein einleitender Gedankenstoß über Afghanistan notwendig, um ins Erzählen zu kommen. Sie schien sich in der Interviewsituation sehr wohl zu fühlen und genoss es, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Ihre Stimme klang mädchenhaft und etwas aufgeregt, zumal sie schnell sprach. Während dem Interview wurde viel gemeinsam gelacht. Da sie bereits im Volksschulalter nach Österreich gekommen war, sprach sie sehr gut Deutsch. Es war auch ein leichter österreichischer Dialekt in ihrer Stimme zu hören. Aber mit Ayla führte ich nicht einfach ein Interview: Sie war mehr eine Geschichtenerzählerin. Sie sprach von Afghanistan wie aus einem Märchen aus 1001 Nacht. Wie auch bei Sonja entstanden wieder „exotische“ Bilder von Afghanistan in meinem Kopf. Wenn sie sprach, sprach sie mit ihrem ganzen Körper: Sie bewegte ihre Arme und erzählte mit den Händen. Da sie sich während des Gesprächs öfter bewegte, positionierte ich das Diktiergerät einmal neu, damit man ihre doch recht leise Stimme besser hören konnte. Die

Hinwendung meiner Aufmerksamkeit auf das Diktiergerät verunsichert sie kein bisschen. Ayla sprach ungestört weiter.

Da sie während des Interviews aufgrund ihrer Gebetszeiten öfter auf die Uhr sah, kamen wir auf ihren Glauben zum Islam zu sprechen. Sie erklärte mir, dass ihr ihre Religion sehr wichtig sei und dabei auch das fünfmalige Gebet am Tag unverzichtbar sei. Ein Kopftuch sei nur während der Gebetszeiten nötig, deshalb würde sie auch keines in ihrem Alltag tragen. Die Verschleierung zeugt für sie von tiefgründigem Respekt zu Gott, so wie es auch im Christentum der Fall ist, erläutert sie mir. Nach mehr als zwei Stunden fragte ich Ayla, ob sie Fotos aus Afghanistan besitzt. Sie hatte nicht viele Fotos in der Wohnung ihres Bruders, aber ein Fotoalbum vom letzten Afghanistan Besuch war da. Ein Foto, das ich zu sehen bekam, zeigte Ayla in einem Ballkleid mit hochgesteckter Frisur und Schminke. „Da war ich auf einer Hochzeit eingeladen“ (Interview Ayla), erzählte sie mir. Über ihre Freizügigkeit auf dem Foto war ich etwas überrascht. Da mich das Thema weibliche Kleidung im Islam interessierte, sprach ich Ayla darauf an. Sie erklärte mir, dass man nicht automatisch religiös sei, nur weil man ein Kopftuch tragen würde. Viele Mädchen würden den Hintergrund des Kopftuches nicht kennen und die arabische Sprache nicht verstehen, um den Koran richtig zu interpretieren. Sie verstehe allerdings, dass viele Frauen ein Kopftuch tragen, auch wenn sie es selbst nicht tut. Viele Frauen würden jedoch das Kopftuch benötigen, um sich als Musliminnen zu fühlen, fügt sie hinzu.

Der freundschaftliche Umgang zwischen Ayla und mir zeichnete sich bereits bei der Kontaktaufnahme ab. So wurde nicht wie bei der Mutter über die Kontaktperson ein Termin festgelegt, sondern vereinbarte Ayla dies mit mir telefonisch. Wie auch Sonja begrüßte mich Ayla in einer legeren Kleidung. Dies lässt für mich wieder auf den Vertrauensvorschuss zurückführen, wie ich ihn in Sonjas Portrait bereits beschrieben habe. Unserem freundschaftlichen Umgang verdanke ich jedoch nicht nur diesem, sondern auch dem Aspekt, dass wir zwei junge Frauen sind und aus diesem Grund ähnliche Umgangsformen zu Gleichaltrigen pflegen. So sind die Umarmung in der Begrüßungsszene, ihre legere Kleidung sowie der freundschaftliche Smalltalk Ausdruck dieser zwei Faktoren. In diesem Rahmen war es mir möglich, ihr auch kritische Fragen zu stellen, ohne ein abruptes Interviewende zu riskieren.

Meine unerwartete Reaktion über Aylas Freizügigkeit auf afghanischen Hochzeiten, wie auf dem Foto zu sehen war, deutet auf meine mitgebrachten Vorannahmen von Frauen in Afghanistan hin. So war mir bis zu diesem Zeitpunkt nicht bewusst, dass die Verschleierung nicht auf jede Frau in Afghanistan zutreffen muss. Aylas aktiv praktizierende Religion und ihre modern und freizügige Kleidung stellt für sie keinen Widerspruch dar. Diese Überzeugung symbolisiert meiner Interpretation nach ihre Ausdruckskraft einer eigenständigen Meinung.

Zum Interview

Auch im Portrait von Ayla möchte ich einen kurzen Überblick über den Verlauf des Interviews geben, bevor ich mit der Analyse der ausgewählten Interviewpassagen beginne. Nachdem mir Ayla einige offene Fragen aus dem Interview mit ihrer Mutter beantwortete, sprach sie von ihrem frühen Schuleinstieg mit nicht einmal fünf Jahren. Ihre Erinnerungen an Afghanistan waren hauptsächlich von ihrem Schulbesuch geprägt. Im Zusammenhang damit sprach sie auch von der Sprachenvielfalt und den vielen unterschiedlichen Ethnien in ihrem Herkunftsland. Ayla sprach nicht darüber, wie der Krieg in Afghanistan zustande kam, jedoch waren die direkten Auswirkungen der Taliban auf ihre Familie Thema im Interview. So war ihre Familie, wie bereits erwähnt, gezwungen, Kabul zu verlassen und geriet aufgrund der Abwesenheit des Vaters in Mazar-e-Sharif in finanzielle Schwierigkeiten.

Das Interview war auch von sehr emotionalen Momenten geprägt. Nach circa einer Stunde Aufnahme sprach sie von den Umständen der einjährigen Flucht und der ungewollten Ankunft in Österreich. Im Gegensatz dazu war ihr Schuleinstieg im Ankunftsland positiv konnotiert. Sie sprach mit Freude von ihrer Volksschullehrerin, die sehr bemüht war, ihr und ihrer Familie im Dorf zu helfen. Das Ende des Gespräches war geprägt von ihren Reisen ab dem Jahr 2007 nach Afghanistan und ihrem Rückkehrwunsch. Ihre Unzufriedenheit in Österreich und die Liebe zu Afghanistan wurden von ihr besonders hervorgehoben.

Zum Schluss des Interviews sprachen wir etwas länger von Aylas Ehevorstellungen, da sie bereits einmal mit einem Afghanen aus Afghanistan verlobt war. Sie löste die Verlobung aber nach einem kurzen Zusammenleben in Österreich aufgrund von Meinungsverschiedenheiten auf. Sie erklärte mir, dass es für sie sehr wichtig sei, ihr Leben mit einem Mann zu teilen, der auch aus Afghanistan stammt, da „die gleiche Kultur“ (Interview Ayla) für sie die Grundlage einer glücklichen Ehe und späteren Familie darstellt. Diese Vorstellung von Ehe müsse aber ein gebildeter und moderner Afghane mit ihr teilen, da sie nicht bereit sei, sich in ihrem Alltag einschränken zu lassen. So habe sich ihr ehemaliger Verlobter zu sehr in ihr Berufsleben eingemischt und ihr Vorschriften machen wollen, erklärt sie mir. Später habe ich erfahren, dass Ayla im Sommer 2015 einen afghanischen Studenten in Afghanistan geheiratet hat. Da ihr Mann in London lebt, möchte das Paar ab nächstem Jahr gemeinsam in England leben.

Im Unterschied zu den Interviewpassagen im „Portrait Sonja“ verwende ich nun nicht länger den Begriff „Forscherin“ sondern meinen Vornamen, um die lockere Atmosphäre zwischen Ayla und mir festzuhalten.

Erinnerungen an Afghanistan

Nachdem mir Ayla zu Beginn auf meine Nachfrage von ihren zwei Großmüttern erzählt, fragte ich sie anschließend nach ihren Erinnerungen an Afghanistan. Der frühe Schuleinstieg stellte für Ayla ein

Majlinda: Hast du Erinnerungen an Afghanistan?

Ayla: Doch, doch ich kann mich schon noch an vieles erinnern. Ähm damals wo ich halt fünf Jahre alt war, damals gab's ja gar keinen Krieg. Den Krieg so, diese Zeit hab ich gar nicht erlebt. Ich kann mich noch ein bisschen an die Schulzeit erinnern. Der älteste Bruder (Anm. der Bruder bei dem sie gerade lebt), er war sieben. Meine Mutter wollte ihn in die Schule schicken. Meine Mama hat dir vielleicht erzählt sie war Lehrerin und dann Direktorin. Und der große Bruder hat in der Schule immer geweint, er wollte einfach nicht in die Schule gehen. Dann hat meine Mutter zu ihm gesagt, ja was soll ich denn machen, damit du gerne in die Schule gehst? Ja, ich will meine Schwester auch mitnehmen. „Ja aber du kannst sie nicht mitnehmen, sie ist noch nicht einmal fünf! Ja, ich will sie mitnehmen!“ Dann hat er mich mitgenommen und ich bin mit ihm auch in die erste Klasse gegangen. Meine Mutter hat damals mit dem Direktor geredet und ich durfte auch in die erste Klasse gehen - mit fünf! ich war noch nicht mal fünf. Und stell dir vor, Ende des Jahres in der ersten Klasse, ich hab die Klasse geschafft und ich war die sechst Beste in der Klasse und mein Bruder hat wiederholt ((lacht)) [...] Daran kann ich mich erinnern. Mehr eigentlich nicht. Krieg war damals ja nicht. Sowas wie Krieg kannten wir ja nicht.

besonderes Lebensereignis dar, da sie mir gerne und ausführlich von ihren ersten Schuljahren erzählte. Dass sie bereits mit fünf Jahren lesen und schreiben konnte, spiegelte sich auch in ihrem Auftreten wieder – ihre Sprache und ihr Auftreten waren selbstsicher. Diese frühe Begabung wurde von ihr auch dadurch betont, dass sie sich in der Interviewsituation sehr wohl fühlte und das Erzählen über ihr bisheriges Leben genoss. Die Form des Sprechens erinnerte mich an eine Art Geschichtenerzählung, da sie nicht nur sich selbst aktiv ins Bild setzte, sondern auch andere Personen lebendig werden ließ, indem sie sie selbst sprechen ließ, von ihnen also nicht in der 3. Person redete. Die Redewendung „und stell dir vor“ macht deutlich, dass Ayla bemüht war, ihre Erzählungen in Sprachbildern darzustellen und ihrem Gegenüber eine möglichst lebendige Geschichte zu beschreiben. Teil des lebendigen Erzählens ist auch der Humor und dementsprechend lachten wir auch immer wieder gemeinsam, was in diesem Zusammenhang Ausdruck von Vertrautheit symbolisiert. Der Humor in ihren Erzählungen ist ein wichtiges Mittel bei dem/der ZuhörerIn anzukommen und verstanden zu werden.

Spannend zu beobachten war, dass Ayla während dem Reden auch immer wieder selbst überlegte und sich Gedanken machte. Sie gestaltete mit ihren Gedanken eigene Überleitungen, welches auf eine persönliche Auseinandersetzung mit dem Thema schließen lässt. Durch die eigene Auswahl an Themenfeldern strukturierte Ayla das Gespräch aktiv und gab sich damit auch genügend Zeit, ihren Überlegungen Raum zu

lassen. Die gemeinsam verbrachte Zeit mit ihren Brüdern schien ihr noch präsent zu sein und so schließt sie ihre erste Erzählung mit einem lustigen Kindererlebnis ab. Nach einem Lachen betonte sie aber, sich „eigentlich“ nicht an mehr zu erinnern und wies darauf hin, dass es in der Zeit als sie in Afghanistan lebte, keinen Krieg gab. Dieses wurde auch ganz zu Beginn ihrer Erzählung von ihr erwähnt. Somit begann und beendet sie ihre Erzählung über ihre Erinnerungen mit dem damals nicht gewesenen Krieg. Diese Aussage kann daraus resultieren, dass sie wahrscheinlich davon ausgegangen ist, dass ich mir Erzählungen aus der Kriegszeit in Afghanistan erwartet habe. Ein weiterer Erklärungsversuch wäre, dass Ayla damit klar machen wollte, dass sie außer der Schule und ihren Geschwistern keine „spannenden“ Erzählungen mehr in Erinnerung hat. Krieg stellt eine Ausnahmesituation, ein Trauma dar. Etwas später im Gespräch sprach sie aber davon, dass sie doch ein paar Erinnerungen an die Anfangszeiten des Krieges besäße.

Ayla: [...] Da war dann schon ein bisschen Krieg. Ein bisschen heißt, ich hab halt miterlebt, wie ein Nachbar von uns, von den Taliban entführt wurde. Da haben wir ein bisschen mitbekommen, da der jüngste Sohn von dem Mann, bei uns in die Schule gegangen ist. Dort hat er dann erzählt, dass sein Vater weg ist. Der Kleine hat alles mit gesehen, das hat er uns erzählt. Das war halt für uns Kinder so Action (lacht), dass wir das alles so mitgehört haben. Wir haben auch mitgehört, wie sie Schüsse in die Luft geschossen haben. Weil die wollten Geld und der Mann war ziemlich reich. Das hat dann halt jeder mitbekommen. An das kann ich mich erinnern und sonst nicht viel, weil direkt Krieg hab ich wirklich nicht erlebt, dass ich jetzt sage, ich hab Blut gesehen. Ich hab noch nie in meinem Leben eine Leiche gesehen (lacht). Das nicht.

Wieder in einem humorvollen Ton erzählte sie mir vom Schulwechsel und schloss gleich mit dem Kriegsbeginn der Taliban als Darlegung für ihre Flucht nach Russland an. Sie versuchte sich auch während dem Sprechen zu erklären und benannte Begriffe genauer. Ihre ersten Erfahrungen mit Krieg beschrieb sie als „Action“, etwas Spannendes für Kinder und lachte dabei, um deutlich zu machen, wie schwierig es für Kinder ist, eine ernste Situation wahrzunehmen, da sie bis zu diesem Zeitpunkt keinen Krieg erlebt hatte. Sie betonte genauso humorvoll, dass sie auch keinen direkten Krieg erlebt hat, da sie weder Blut noch eine Leiche gesehen hat. An dieser Stelle interpretiere ich ihr Lachen als Überspielung von Kriegsrealitäten, da sie sich selbst nicht als Kriegsopfer wahrnimmt. Meiner Deutung nach wurde Ayla erst während dem Gespräch bewusst, welche Rolle der Krieg durch die Taliban für ihre persönliche Lebensgeschichte gespielt hat. Obwohl sie mir zunächst wiederholt erklärte, dass sie keinen direkten Krieg

miterlebt hat, kommen nach und nach Details in ihren Erzählungen vor, welche die Anfangszeiten des Talibanregimes beschreiben. Ayla möchte mit „direktem Krieg“ ausdrücken, dass sie selbst an ihrem Körper und Geist keine Kriegserlebnisse erfahren hat, dennoch befanden sich ihr Vater sowie Großvater und Onkel durch die Taliban in Gefangenschaft. Obwohl sie dem Krieg also keine eigene Rolle in ihren

Erzählungen schenken wollte, passierte dies unbewusst, durch kleine Wiederholungen, trotzdem. Welche Auswirkungen der Krieg für ihr Leben in Afghanistan gehabt hat wird vor allem mit der nächsten Interviewpassage besonders deutlich.

Majlinda: Wie würdest du den finanziellen Status deiner Familie damals einschätzen?

Ayla: Finanziell (.) wir waren eigentlich arm und zwar aus dem Grund, mein Vater ist nach Kabul gegangen, wie ich dir erzählt habe, als er meine Tante geholt hat, er ist dann ein Jahr lang von uns getrennt gewesen. Und meine Mutter war Lehrerin, sie hatte alleine nicht viel Geld. Wir waren ja drei Kinder. Der Naim hat noch Milch getrunken. Ich kann mich noch erinnern, dass meine Mutter einen Tag geweint hat, weil sie kein Geld hatte, um ihm Milch zu kaufen. Weil er ist von meiner Mutter nicht gestillt worden, sondern Milch aus der Flasche bekommen. Dann ist sie nachhause gekommen, ich kann mich wie als ob es heute gewesen wäre daran erinnern, sie hat sich in ein Zimmer eingesperrt und dann hat sie lange lange geweint.

Als wir bei circa einer halben Stunde Aufnahmezeit waren, erklärte mir Ayla, dass der ankommende Krieg spürbar war, da reiche Familien bereits die Stadt verlassen hatten. Im Zusammenhang dazu fragte ich sie, wie ihr finanzieller Status zu dieser Zeit ausgesehen hatte. Daraufhin schilderte sie mir die finanzielle Not ihrer Familie in Mazar-e-Sharif, der zweiten Stadt in Afghanistan, in welche sie zuerst geflüchtet waren. Dies stellte für ihre Mutter eine schwere Zeit dar, welche auch ihre Kinder beeinflusste und so hatte Ayla ihre Traurigkeit in Mazar-e-Sharif bis heute noch in Erinnerung.

Welzer argumentiert die Redewendung „Das weiß ich noch wie heute!“ (vgl. Welzer 2011: 42) als eine immer wieder erinnerte und erzählte Episode, jedoch behaupte ich, dass das in Aylas Interview nicht der Fall ist. Nach dem Interview mit Ayla gehe ich nicht davon aus, dass sie diesen Lebensabschnitt öfter erzählt hat, sondern der

Topos eine „kommunikative“ Form hatte und diese mehr ihr gegenüber als weniger mir gegenüber als ZuhörerIn gedacht war, da sie in diesem Moment sehr nachdenklich wirkte. Aus diesem Grund interpretiere ich ihre Redewendung als eine tiefe emotionale Berührung, die sie während dem Erzählen verspürte. Welzer beschreibt im Zusammenhang mit traumatischen Erlebnissen, dass durch die Erinnerung der emotionale Zustand der jeweiligen Gefühlslage zum Zeitpunkt des Geschehnisses wiederkehrt (vgl. Welzer 2011: 36). Auch wenn es sich bei Ayla in diesem Fall nicht unbedingt um ein traumatisches Erlebnis handelt, war es für sie doch eine sehr schmerzliche Erfahrung, ihre Mutter in der finanziellen Not verzweifelt zu sehen. Dies war aber nicht die einzige Stelle im Interview, in welcher Ayla von einer schweren Zeit in Afghanistan sprach. Die Familie hatte laut Aylas Erzählung manchmal kein Brot zuhause, da sie kein Geld mehr hatten oder im Mazar-e-Sharif einfach kein Brot mehr zu kaufen war. Dieser Ausnahmezustand war für ungefähr ein Jahr Alltag in Aylas Familie. Auch wenn es auf den ersten Blick im gesamten Interview nicht den Anschein hatte, wie sehr Aylas Leben vom Krieg

beeinflusst war, so waren ihre erzählten Erinnerungen an Afghanistan doch stark vom Krieg geprägt. Die wohl am deutlichste Auswirkung eines Krieges wird durch die Erzählung einer unfreiwilligen Flucht sichtbar.

Der unfreiwillige Weg nach Österreich

Majlinde: Wie seid ihr dann nach Österreich gekommen? Wie kam es zu der Entscheidung?

Ayla: Meine Eltern wollten eigentlich gar nicht nach Österreich. Die wollten immer nach London, in ein Land wo man Englisch sprach, da meine Mutter gut Englisch kann. Und sie wollte halt in ein Land, wo wir wenn wir größer sind und Schule gehn, dass sie uns dann helfen kann. Deshalb war ihr Gedanke London und als wir nach Österreich gekommen sind, haben wir unterwegs, weil wir mit einem Schlepper gekommen sind, haben wir sehr sehr viele Schwierigkeiten gehabt. Ein Jahr lang waren wir unterwegs.

Majlinde: Wie alt war das jüngste Kind damals?

Ayla: Das kleinste Kind war Amar. Er war drei Jahre alt. Und ja meine Mutter wollte dann nicht mehr. Weil unterwegs haben wir so viele Leichen gesehen, wie Kinder dort unterwegs gestorben sind, erfroren sind (...) Schlimm. Und meine Mutter wollte nicht mehr. Sie hat gesagt, wir sind jetzt hier in Österreich. Für mich war wichtig, dass wir in Sicherheit sind, dass ich einen Reisepass hab. Das ich einmal zurück nach Afghanistan fliegen kann. Ob wir jetzt in Deutschland oder keine Ahnung in Holland sind, ist eh alles das gleiche, dann bleiben wir gleich hier.

Nach fast einer Stunde Aufnahmezeit sprach Ayla über Russland, sie hielt ihre Ausführungen allerdings knapp. Weder Mutter noch Tochter sprachen über besondere Erlebnisse in Russland. Die Zeit dort galt als Überbrückung und wurde dem Anschein nach auch so gelebt. Nachdem ich merkte, dass Ayla nicht über Russland sprechen wollte bzw. vielleicht auch nichts Besonderes zu erzählen hatte, erkundigte ich mich nach ihrem nächsten Lebensabschnitt – Österreich. Auch wenn Ayla von ihren Eltern sprach lag der Schwerpunkt auf ihrer Mutter. Da ihre Mutter gut Englisch sprach wurde ein englischsprachiges Zielland erwünscht. Sonja entschied, auch ihre jüngeren Geschwister mit auf ihre Flucht zu nehmen. Die Erzählungen Aylas spiegelten das Bild Sonjas wieder – einer Frau mit Durchsetzungskraft. Nach Aylas Erzählungen schien Sonja die wichtigen Entscheidungen der Familie getroffen zu haben. Da die Familie aber in Österreich bei der illegalen Flucht von der Polizei angehalten wurde, ist ihr Zielland unfreiwillig Österreich geworden. Auch die Entscheidung, in Österreich zu bleiben, traf in Aylas Erzählungen wieder Sonja, denn sie möchte ihre Familie in Sicherheit sehen, wird von Ayla betont. Als sie von ihrer Mutter sprach, ließ sie sie in den weiteren Sätzen lebendig werden, indem sie wieder keine 3. Person verwendete. Diese Art von „Geschichten erzählen“ hat Ayla während dem Gespräch öfter verwendet, um auch andere Personen in ihrem Leben zu Wort kommen zu lassen. In diesem Fall gehe ich davon aus, dass es ihr wichtig war, ihrer Mutter und ihrer

Fürsorge für die Kinder ein Sprachrohr zu verleihen. Ayla war an dieser Stelle des Interviews etwas

ruhiger, sprach langsamer und auch ihre Stimme wurde ernster. Sie machte bewusst Pausen und stellte Wörter, die sie betonten wollte, ans Ende des Satzes. Sie tat dies bewusst, um mich als ZuhörerIn auf die Schwierigkeit einer Flucht aufmerksam zu machen.

Majlinda: Hattet ihr Verwandtschaft in Österreich?

Ayla: [...] Und ich kann mich erinnern wie wir durch den Schnee gelaufen sind, da war ein Berg, ich glaub (...) das war Slowakei oder Ungarn, keine Ahnung, da sind wir auf den Berg rauf, nur mit Händen und Füßen, raufgekrabbelt und ich kann mich erinnern wo ich dann aufgestanden bin, wo ich auf der Spitze des Berges war, ich war bis da oben, bis zu meinem Kopf Schnee. Da war ein Meter Schnee. Es war alles voll mit Schnee und unsere Füße sind fast erfroren. Unsere Schuhe sind im Gatsch hängen geblieben und der Schlepper hat uns gezogen und hat gesagt, nein ihr könnt's nicht da bleiben und eure Schuhe suchen, geht weiter. Und wir haben Jeans Hosen angehabt und die waren so gefroren, die waren, ich konnte sie nicht mehr abbiegen. Die konnte ich gar nicht mehr ausziehen die Hose (lacht) Ja voll schlimm! Wir hatten, unterwegs war Nacht und da war uns natürlich kälter. Alles war nass. Wir mussten nur laufen. Wir haben gesagt wir sind müde, nein weiterlaufen! Weiter weiter! Hopp Hopp! (...) Und dann haben wir in irgendeinem Schweinestall zwei Wochen schlafen müssen. Da hat's gestunken (lacht)!

Um nicht direkt nach der Thematisierung ihrer Flucht auch nach Österreich zu fragen, da ich Ayla nicht zu nahe treten wollte, fragte ich sie, ob sie Verwandte in Österreich hat. Ich tat dies, da ich durch Aylas veränderte Sprachform den Eindruck hatte, das Thema Flucht könnte für sie mit schlimmen Erlebnissen verbunden sein. Sie erklärte mir, dass sie mit ihrem Onkel und ihrer Tante nach Österreich gekommen sind, aber sonst keine Verwandtschaft hier haben. Theoretisch wäre es ihnen – wie ihrem Onkel, der nach London gegangen ist – zwar möglich gewesen, weiter zu flüchten, doch wurden die körperlichen Anstrengungen für sie als Familie als zu beschwerlich befunden.

In diesem Moment hielt sie für einen kurzen Augenblick inne und setzt dann mit einer langen und detaillierten Erzählung über die Flucht fort. Mir diese Erlebnisse zu schildern ohne danach gefragt worden zu sein lässt mich vermuten, dass Ayla diesbezüglich auch etwas von ihren unschönen Erlebnissen schildern wollte, die sie „direkt“ betroffen haben. Dies lässt darauf schließen, dass sie das Gespräch wieder aktiv gestalten wollte und somit das Gespräch nach ihrem Mitteilungsbedürfnis und ihren Interessen lenkte. So hat sie dem Schlepper in ihrer Erzählung zunächst als „Er“ beschrieben, kurz darauf sprach sie aber in einer direkten Rede weiter. Dies deutet für mich wieder auf eine lebendige

Geschichtenerzählung hin, um in diesem Fall klar zu machen, wie abhängig sie als Flüchtlinge von ihren Schleppern gewesen sind. Die Erzählung über ihre Flucht nach Österreich war aber nicht nur traurig und ernst, sondern, da Ayla wieder in den Modus einer Kurzgeschichte fiel, auch von einer humorvollen Note geprägt. Es wurde wieder gelacht und im Anschluss betont, wie schlimm die Situation für sie und ihre

Familie gewesen ist. Das Lachen in einer solchen Erzählung war meiner Interpretation nach für die Auflockerung der Gesprächssituation bestimmt, da Ayla mein Mitgefühl bemerkte. Gleichzeitig lachte sie meiner Interpretation nach aber auch, weil ihr in diesem Moment klar wurde, welche schrecklichen Erfahrungen sie bereits als junges Mädchen mitmachen musste. Dies kommt ihr aus ihrer jetzigen Lebenslage als Absurdität vor, da ihr plötzlich wieder bewusst wurde, was sie in ihren jungen Jahren bereits erlebt hat.

An einer weiteren Stelle betonte sie flüsternd, wie schlimm für sie die Drohung des Schleppers, die Polizei würde sie direkt nach Afghanistan abschieben, zum Zeitpunkt, als die Taliban an der Macht gewesen sind, war. Dies war eine der wenigen Momente, in denen Ayla flüsterte. Aber es war kein Flüstern mir gegenüber, um die Geschichte dramatischer zu gestalten, es war ein leises Sprechen in sich, da in diesem Moment die Erinnerungen zurückkamen und ihr selbst wieder bewusst wurde, welche schreckliche Zeit sie hinter sich hatte. Meiner Vermutung nach stellten das Lachen und das Flüstern für sie zwei unterschiedliche Kommunikationsstrategien dar, um mit ihrer Lebensgeschichte umzugehen. Nach einer kurzen Pause lenkte ich das Gespräch bewusst auf die Ankunft in Österreich, da ich es nicht weiter für notwendig hielt, Nachfragen in Bezug auf das Fluchterlebnis zu stellen. Ich behielt Recht, denn plötzlich sprach Ayla wieder wie vorher, locker und gelassen mit einem Lächeln im Gesicht, und erzählte über die Freude, in einer sauberen Wohnung mit Heizkörpern angekommen zu sein. Sie sprach wieder humorvoll von ihrem kleinen Bruder und ihren Streitigkeiten. Damit war das Thema Flucht abgeschlossen und Ayla kehrte zu ihrer humorvollen und gelassenen Erzählung zurück.

Wie bereits erwähnt ist nach genauer Betrachtung des Interviews ein großer Teil ihrer Erzählung vom Krieg der Taliban geprägt. Die Flucht stellt für sie ein emotionales biografisches Lebensereignis dar. Meiner Interpretation nach gab es mehrere Faktoren, warum Ayla mir von ihrer Flucht nach Österreich berichtet hat: Zum einen war die soziale Rahmung unseres Gespräches freundschaftlich und vertraut geprägt, sodass dies auch die Ansprache von un schönen Erlebnisse zugelassen hat. Zum anderen war Ayla eine gute Erzählerin und fühlte sich wohl dabei mir ihr bisheriges Leben in kleinen „Stories“ zu schildern. Ich gehe davon aus, dass die Entscheidung von der Flucht zu sprechen eine spontane war und diese zwei Faktoren diese Entscheidung begünstigt haben.

Frau Elfriede Gruber und die Schule

Auf meine Nachfrage hin sprach Ayla über ihr Ankommen in Österreich und erzählte mir, wie glücklich sie war, in eine „warme“ Wohnung anzukommen, in welcher es nicht stank. Sie begann direkt von der Schule zu sprechen und ihrem Schuleinstieg in die 2. Klasse Volksschule. Als ZuhörerIn erlebte ich an dieser Stelle ein kleines Déjà-vu, denn die Situation erinnerte mich an den Anfang des Interviews, in welcher Ayla ihr frühes Können in der afghanischen Schule schilderte. Dieses Erlebnis wiederholte sich mit ihrem Schuleinstieg in Österreich. Wie auch in der Beschreibung ihrer LehrerInnen in Afghanistan

Majlinde: Kannst du dich daran erinnern, wie es dann weitergegangen ist?

Ayla: Als wir dann im Mai gekommen sind, haben wir gesagt, das bringt sich nix, dass wir nur für ein oder zwei Monate in die Schule gehen. Deshalb haben wir auf den Herbst gewartet und sind dann eingestiegen. Im neuen Schuljahr kann ich mich dann erinnern, es war sehr sehr komisch für die Lehrerin. Weil ich war noch keine neun Jahre alt. Weil sie hat mich gefragt, wie heißt du und ich hab sie nicht verstanden. Dann hat sie gesagt, ich heiße zum Beispiel Frau Gruber. Dann hat sie ein anderes Mädchen gefragt und die hat dann gesagt Jaqueline und Nicole. So halt Namen aufgesagt und dann hab ich gewusst, sie will wissen wie ich heiße. Dann hab ich "Ayla" gesagt und die "Was?" und ich so "Ayla!" und alle so "Was das ist aber ein schwieriger Name". Dann hab ich zu ihr gesagt "Kann ich zeigen?" und sie meinte nur so was zeigen? Ich hab die Kreide genommen, ich bin in ganz nach vorne und hab an die Tafel groß Ayla geschrieben. Und das war für sie so komisch.

verwendet sie wiederholt das Adjektiv „komisch“ als Bezeichnung der Verwunderung. Um dem Adjektiv nochmal eine weitere Betonung zu geben verwendete sie meist das Adverb „sehr“ davor. Ihre Erzählung war lebhaft, sie sprach wieder mit ihren Händen und ihrer gesamten Mimik. Sie setzte sich nun aktiv in das Bild der Protagonistin, da die Geschichte schließlich von ihr als junges Mädchen handelte. Ihr Selbstbewusstsein – als Kind in einer neuen Klasse – verdeutlichte sie mit der Anekdote, wie sie ihren Namen selbst an die Tafel schreiben wollte. Meiner Interpretation nach wollte Ayla damit ihre Besonderheit als junges intelligentes Mädchen herausheben. Sie wollte sich selbst nicht direktes Selbstlob aussprechen und versuchte aus diesem Grund eher in einer bescheidenen Art und Weise ihre Sonderstellung darzulegen. Sonderstellung auch, da Ayla als fast Neunjährige Englisch sprach. So verwendete sie an einer weiterfolgenden Stelle im Interview wieder das Adjektiv „komisch“, in dem sie erklärte, wie es alle „so komisch“ empfunden haben, dass sie in ihrem jungen Alter auch auf Englisch lesen und schreiben könne. Der zusätzliche Spracherwerb hob Ayla von den anderen Kindern ab und machte sie zu einer „besonderen“ Mitschülerin. Ihre frühen Schulkenntnisse verliehen Ayla Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen,

welche sich auch in der Art ihrer Erzählungen widerspiegeln. Sie genießt es zu sprechen, sich zu artikulieren.

Der Humor spielte nicht nur in ihren Erzählungen eine wichtige Rolle, sondern brach auch an ihrem ersten Schultag in Österreich das Eis zwischen ihr und ihrer neuen Klasse. Die anfänglichen Verständigungsschwierigkeiten brachten sie und ihre Lehrerin zum Lachen. Das ihr dieser Lebensabschnitt sehr am Herzen lag, fällt besonders in der Länge der Erzählung auf. Das Sprechen über ihren Schuleinstieg in Österreich und ihrer damals fürsorglichen Klassenvorständin Frau Elfriede Gruber markierte die längste Sprechphase im gesamten Interview. Frau Gruber stellte in Aylas Erzählungen die Bezugsperson innerhalb der neuen Schule dar. Durch ihr Mitgefühl und ihre Hilfe fühlte sich Ayla im Ankunftsland willkommen und angenommen. Als ich sie nach ihrer Wohnsituation damals fragte lenkte sie das Gesprächsthema wieder aktiv auf ihre ehemalige Lehrerin.

Majlinda: Davor wart ihr im Asylheim?

Ayla: Nein, wir waren in einem Dorf. Dort haben wir gelebt, das war irgendwo (.) wirklich irgendwo (...) am Ende der Welt. Dort warn nur alte Leute und so. Und sie hat sich genau informiert, ob wir Geld bekommen und sowas. Sie hat halt vielleicht gesehen, dass ich immer die gleiche Hose anhab. Und weißt du (.) sie hat halt bemerkt, dass wir nichts haben. Und im Winter [...] hat sie gesehn, dass ich keine warme Jacke habe. Sie war halt einfach lieb und (.) ich hab halt viele Lehrerinnen gehabt, aber sie war die Einzige, sie war auch mein Klassenvorstand, Elfriede war ihr Name und sie hat einfach mehr Gefühle gehabt als die anderen. Die hat sich dann genau informiert und gesehen, die bekommen zu wenig Geld. Außerdem dort wo wir gelebt haben, da musste man wirklich eine Stunde zur Schule fahren. Also bis zur Schule (...) und ich kannte dort auch niemanden. Und dann hab ich halt gesehen, einmal ist sie mit dem Auto gekommen und hat ganz viele Sachen mitgebracht...und ganz viel Obst. [...] Sie war dann immer für mich da.

Sie sprach Frau Gruber mit „Sie“ an und ging davon aus, dass ich als Zuhörerin wüsste, von wem sie sprach. Da sie zuvor von ihrer Lehrerin gesprochen hatte wusste ich, wer mit „Sie“ gemeint war. Dieser kleine Hinweis deutet darauf hin, dass Ayla bewusst sprach, in dem Wissen, dass sie von mir als Zuhörerin verstanden werden wollte. In diesem Zusammenhang argumentiert Lehmann, dass jedeR ErzählerIn seine/ihre Geschichte so erzählt, dass sein/ihr Gegenüber ihn/sie auch versteht (vgl. Lehmann 2007: 11). Ayla sprach an dieser Stelle etwas langsamer und es entstanden mehrere kleine Pausen. Sie wirkte nachdenklich und wählte ihre Sätze bewusst. Wie auch in der Erzählung über die Flucht kehrten Emotionen zurück. Ayla ließ ihre Geschichte über die Lehrerin aber nicht in der Vergangenheit stehen, sondern schilderte mir im Anschluss auch ihre Begegnung mit ihr vor einigen Jahren. Ayla war es ein Bedürfnis, Frau Gruber wiederzusehen und ihr von ihrem Maturaabschluß sowie ihrer Arbeitsstelle zu berichten. Dieses Treffen markierte für Ayla einen besonderen Moment in ihrem Leben, da sie damit ihre Lebensgeschichte – von der Asylbewerberin zur Maturaabsolventin – zur Erfolgsstory umschreibt. Dies lässt mich darauf schließen, dass Ayla bemüht war, mir als Zuhörerin gegenüber ihr Leben in Österreich als ein gelungenes und erfolgreiches

darzustellen.

Schlussendlich gilt festzuhalten, dass ich nur Ayla konkret nach Erinnerungen gefragt habe. Ihre Mutter hingegen habe ich nach ihrer Familie und ihrem Leben in Afghanistan gefragt und den Satz „Welche Erinnerungen hast du an Afghanistan?“ nicht verwendet. Daraus schließe ich meine Definition der Erinnerung an einen bestimmten Zeitrahmen im Leben. Ich ging also der Meinung nach, dass nur Ayla über „Erinnerungen“ verfügen konnte, da sie dort einen kürzeren Zeitraum verbrachte, noch dazu in sehr jungen Jahren. Bei Sonja hingegen, ging ich davon aus, dass man in einem Land, in welchem man bis ins Erwachsenenalter gelebt hat, weit mehr als Erinnerungen besitzt.

IV. IM VERGLEICH:

SEHNSUCHTSORT AFGHANISTAN

Im letzten Kapitel meiner Arbeit geht es darum, die beiden Interviews zu vergleichen. Inwieweit unterscheiden sich die Interviewsituation voneinander? Wo treffen sich Mutter und Tochter in ihren Erzählungen? Gibt es eine gemeinsame Familiengeschichte die erzählt wird? Erzählt das Kind die Geschichten ihrer Eltern oder hat es eigene Erfahrungen gemacht? Um diese Fragen zu beantworten, werden Interviewsituation und Inhalte der Interviews in einer Gegenüberstellung analysiert.

Zunächst kann aber folgendes im Zusammenhang mit der Kategorie Generation festgehalten werden: Sonja ist vor ungefähr 55 Jahren in Kabul auf die Welt gekommen und dort aufgewachsen. In ihren 20ern heiratete sie und bekam ihre Kinder, zu einer Zeit, welche von Krieg und Flucht geprägt war. Ayla wurde 1990 ebenso in Kabul geboren, wuchs aber ab ihrem fünften Lebensjahr in Russland auf, mit neun Jahren kam sie nach Österreich. Der Generationsunterschied ist im Hinblick auf die Interviewsituation nicht zu übersehen. Wie bereits erwähnt ist Sonja im Gespräch zurückhaltend, Ayla hingegen übernimmt aktiv die Gesprächsführung. Meine Argumentation dazu wurde zuvor bereits erklärt. Aber nicht nur die Interviewsituation weist Generationsunterschiede auf, auch die Inhalte der Interviews sind differierend. Sonja konzentriert sich im Interview auf die Vergangenheit und gibt eine positive Rückschau aus ihrem Leben in Afghanistan, kritisiert aber auch die jetzige Lage in ihrem Herkunftsland und betont, dass sie in Österreich zufrieden ist, da sie hier Sicherheit gefunden hat. Ayla hingegen legt den Schwerpunkt ihrer Erzählung auf die Gegenwart Afghanistans und betont das schöne und aufregende Leben dort im Hinblick darauf, dass sie sich in ihrem Herkunftsland eine Zukunft wünscht. Meiner Interpretation nach ist Sonja als Kriegsflüchtling nach Österreich gekommen und scheint demnach ihr Leben im Ankunftsland aufgrund von Sicherheit und Stabilität, trotz Problemen, zu schätzen. Ayla hingegen nutzt ihre vorhandenen Ressourcen in Afghanistan – die einer sozialen Gruppe –, um mit ihrer gegenwärtigen Unzufriedenheit besser umgehen zu können. Ayla und Sonja unterscheiden sich wesentlich in ihren Spracherzählungen. Sonja nimmt mich als „Interviewerin“ wahr und spricht langsam und in kurzen Sätzen. Wie im Portrait bereits erwähnt kann das daran liegen, dass Sonja ihre Lebensgeschichte zu erzählen mit Asylverfahren und Aufenthaltsgenehmigungen in der Vergangenheit in Verbindung gebracht hat. Diese Erinnerungen an vergangene Sprechsituationen in einem offiziellen Rahmen haben maßgeblichen Einfluss auf die Interviewsituation eingenommen. Daraus lassen sich Sonjas wenig aktive Szenen im Vergleich zu ihrer Tochter als Zurückhaltung interpretieren. Ayla hingegen übernahm von der ersten Minute an die aktive Gesprächsführung und

fühlte sich im Erzählen über ihr Leben sehr wohl. Bei Ayla habe ich die Vermutung, dass sie sich noch nie in einer solchen Interviewsituation, in welcher sie ausführlich über ihr Leben sprechen konnte, befand. Trotz ihres vergleichsweise geringen Alters hat sie bereits eine spannende Lebensgeschichte zu erzählen und erfreut sich aus diesem Grund über eine interessierte ZuhörerIn.

Im Zusammenhang mit der Kategorie Generation kann zusammenfassend festgestellt werden, dass sich keine konkreten wiederkehrenden Familiengeschichten wiederfinden. Obwohl Ayla Sonjas Erzählungen mit ihrem Wissen als Tochter ausschmücken kann, gibt es keine einheitliche „Story“, die unabhängig voneinander erzählt wird. Jedoch gibt es ein Erzählmuster, das beide Frauen in ihren Interviews verfolgen – die Erzählungen über Afghanistan als idealisierten Sehnsuchtsort. In diesem Kapitel geht es nun darum, die Wunschbilder der beiden Frauen in einer Analyse genauer zu betrachten. Diese besteht zum einen aus

- meinem Forschungsergebnis „Wunschbilder Afghanistans“ und der daraus resultierenden Schlussfolgerungen „Zwischen Rückkehrmythos und Lebenswirklichkeit“, zum anderen aus
- meinem Ausblick „Migration und Krankheit“.

Wunschbilder Afghanistans

Der Begriff „Wunschbild“ stammt von Albrecht Lehmann und zielt auf die „kulturspezifischen sozialen Wunschbilder und –muster“ ab, welche sich in einer subjektiven Einteilung des Lebens auffinden lassen (Lehmann 2007: 195)¹⁵. Ich verwende diesen Begriff, da sich aus beiden Interviews herauskristallisiert, dass Afghanistan für die Frauen ein Sehnsuchtsort darstellt und die Erzählungen von Wunschkonzeptionen geprägt sind. Zunächst werden die einzelnen Wunschbilder in ausgewählten Interviewpassagen genauer betrachtet, danach wird näher auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Wunschbildern von Mutter und Tochter eingegangen, um diese in einem Vergleich gegenüberzustellen.

Sonja: Drei bis vier Tage vor den Festen haben alle Nachbarinnen zusammen gewaschen, gekocht, geputzt, alles. [...] Zum Beispiel vier bis fünf Mädchen, alle beginnen in der Gasse bei der ersten Wohnung bis zur letzten. Eine kocht das Essen für alle. Es gab nie sowas wie, dass eine denkt "Heute ist meine Mama nicht zuhause, was soll ich kochen?", dann hat eben eine andere Mama gekocht. Dann kommen alle Kinder Mittagessen. [...]

Forscherin: Warst du mit deinen Nachbarn verwandt?

Sonja: Natürlich war ein Onkel von uns nur 200m entfernt, aber mit meinen Nachbarinnen war ich nicht verwandt. Sie waren sogar näher als meine Verwandten. Weil meine Verwandten sehe ich zum Opferfest, Zuckerfest, Neujahr zu Hochzeiten, aber meine Nachbarinnen habe ich jeden Tag gesehen. Ich hatte zu ihnen eine viel engere Beziehung als zu meinen Verwandten.

An der Interviewstelle als mir Sonja von ihrem Kindergarten erzählte, in welchem sie gearbeitet hatte, beschrieb sie danach das Zusammenleben in Afghanistan. Sie sprach in einem längeren Absatz über die „Kette der Afghanen“, dass es sich um einen starken Zusammenhalt handelte, wo man sich gegenseitig half. Deshalb waren in ihrem Kindergarten auch alle Kinder willkommen, erklärte sie mir. Im Anschluss darauf schilderte mir Sonja „exotische“ Bilder einer engen Nachbarschaftsgemeinschaft in Kabul. Sie sprach aktiv, mit ihrer Mimik und Gestik verlieh sie dem Sprachbild eine besondere Atmosphäre. Die Stimmung war an dieser Interviewstelle sehr locker und Sonja mochte mich als ZuhörerIn von ihrem schönen Kabul, einem Kabul vor dem Krieg, überzeugen und so bemerkte ich bald, wie ich von ihrer Erzählform in den Bann gerissen wurde. In meinem Kopf entstanden wieder Bilder wie in 1001 Nacht, ich sah eine lange Gasse mit eintönigen Reihenhäusern ohne Dach und Kinder die auf der Straße spielen.

Dieser Interviewausschnitt, welcher sich circa in der

¹⁵ Zitat bereits auf Seite 15 verwendet unter „Biografisches Erzählen. Eine theoretische Annäherung“.

Mitte des Interviews befindet, markiert eine der längeren Sprechphasen in Sonjas Erzählung. Zum ersten Mal verwendete sie eine direkte Rede in ihren Sätzen und erzählte somit eine lebhafte Geschichte. Als Sonja am Ende eines Satzes eine kleine Pause einlegte, fragte ich sie nach dem Verwandtschaftsverhältnis in ihrer Nachbarschaftsgemeinschaft. Diese Frage resultierte aus meiner eigenen Erfahrung mit Wohnsituationen in muslimischen Ländern. Da Sonja aber in einer 10 Millionen Stadt aufgewachsen war, war meine persönliche Erfahrung nicht mit der Sonjas zu vergleichen. Dennoch erwies sich die Frage als interessant, da Sonja im Zusammenhang damit die Bedeutsamkeit ihrer Nachbarschaft hervorhob. Die Nachbarschaftsgemeinschaft gehörte für Sonja zum Alltag in Kabul und vermittelte ihr ein starkes Zugehörigkeitsgefühl innerhalb dieser sozialen Gruppe. Durch den beschriebenen Zusammenhalt erhielt Sonja zusätzlich zu ihrer beruflichen Position auch im privaten Leben das Gefühl, gebraucht zu werden sowie Hilfe zu bekommen, wenn sie auf diese angewiesen war. Sie betonte an einer vorhergehenden Stelle, dass Afghanistan keine Einrichtungen wie ein Altersheim oder die Caritas besitze. Aus diesem Grund sei der familiäre Zusammenhalt besonders wichtig, da man auf Unterstützung angewiesen sei. Die Frage, welche Rolle Männer innerhalb dieser Nachbarschaftsgemeinschaft gespielt haben, blieb offen. Sonja sprach keine Konflikte aus der damaligen Zeit an, sondern erzählte in einer positiven Rückblende über ihr vergangenes Leben in Kabul. Sie betonte die Herzlichkeit und die Ehrlichkeit, die sich Menschen damals in Afghanistan geschenkt haben.

Sonja: [...] Wir Menschen in Afghanistan wir sind wie eine Kette. Wir helfen uns gegenseitig wo es geht. Ich habe oft zu Frauen gesagt, bringt eure Kinder zu mir, ich passe auf sie auf. Oder wenn jemand nicht einkaufen gehen kann, geh ich für ihn einkaufen. Die Menschlichkeit steht bei uns an erster Stelle, nicht das Interesse oder das Geld. Momentan ist das nicht so in Afghanistan, aber wir haben früher sehr viel Respekt füreinander gehabt.

Sonja sprach im Interview über Afghanistan aber nicht nur von positiven Aspekten. Sie erzählte, wenn auch nur knapp gefasst, von ihrer Angst im Krieg und ihrem Zusammenbruch als Folge von Trauma durch Krieg und Flucht, den sie vor einigen Jahren in Österreich hatte. An der Stelle, an der Sonja von den Menschen in Afghanistan als Kette sprach – im Zusammenhang mit ihrer Arbeit im Kindergarten –, teilte sie mir auch zum ersten Mal ihre Wahrnehmung auf das heutige Afghanistan mit. Ihre Kritik hält sich knapp, wirkt auf mich als Zuhörerin aber ernst gemeint. Festzuhalten bleibt, dass sie meiner

Interpretation nach sehr wohl einen realistischen Blick auf Afghanistans Gegenwart besitzt und sich der Konflikte bewusst ist, also nicht alles „schön redet“. Lediglich sind ihre Erinnerungen aufgrund der Depression¹⁶ in Österreich positiv geprägt.

Forscherin: Eine Frage noch zum Schluss.
Was vermisst du an Afghanistan?

Sonja: Vieles! //mhm// Gute Frage!
Eigentlich die Kultur. Unsere Mentalität, die Herzlichkeit, den Respekt. Dass die Kinder die Eltern respektieren, die Eltern die Kinder, Nachbarschaft, Freundschaft. Die ehrlichen Menschen. Jetzt ist es nicht so. Aber ich vermisse die Menschen von früher. Jetzt ist es auch überhaupt nicht mehr so wie es früher war. Jetzt hat jeder zwei oder drei Gesichter. Aber ich vermisse es einfach, so wie es früher war.

Dies wird noch einmal am Ende des Interviews deutlich von Sonja zur Sprache gebracht. Sie macht klar, dass ihre positive Rückschau mit der damaligen Zeit zu tun hat und nicht mit dem heutigen Afghanistan. Spannend ist hier, dass sie konkret von „Menschen von früher“ sprach, also ihre Sehnsucht auch an Personen festmacht. Damit eröffnet sich ein neuer Aspekt, da Sonja nicht „nur“ das Herkunftsland im Interview anspricht. Somit unterteilt Sonja ihr Leben in eine „Vorher-Nacher-Geschichte“, wie Lehmann diese Form von Lebensgeschichten beschreibt. Eine Migrationsbiografie benötigt einen Vergleich der eigenen Lebensabschnitte, also vor der Zeit der Migration und danach. Dadurch wird die eigene Identität

gestärkt (Lehmann 2007: 195). Zusammenfassend kann also gesagt werden, dass Sonja im Gespräch ihr Leben in zwei Teile gliedert – vor der Migration und nach der Migration.

In anderen Worten sprach sie von einem Leben in Afghanistan und einem Leben in Österreich. Was das „Dazwischen“ betrifft, den Krieg und die Flucht, möchte Sonja nicht sprechen. Der Grund dazu wurde von mir bereits interpretiert. Sie lässt diese Lebensphase aus, gibt aber auch in ihren Erzählungen über ihr Leben in Österreich keine spezifischen Kriegszusammenhänge wieder.

¹⁶ Der Begriff Depression ist ein von mir interpretierter Begriff, welchen Sonja im Interview nicht verwendet, aber durchaus beschreibt.

Ayla: [...] die Nachbarschaft ist dort sehr sehr wichtig. Es zieht zum Beispiel ein neuer Nachbar in die Nachbarschaft ein (.) und der wird dann monatelang verwöhnt. Jeder bringt Essen zu ihm nachhause, die Kleider werden mit nachhause genommen, gewaschen, gebügelt, zurückgebracht. Die Nachbarn kommen und sie servieren dir Essen, als wärst du daheim ein Gast oder die Königin ((lacht)). So ist das dort. Oder vielleicht stirbt jemand. Dann gibt's ja 40 Tage Trauerfeier [...] dann kommen Verwandte, 80, 100, 150 Leute und das macht alles die Nachbarschaft. Die bringen den Essen, die machen alles Mögliche. Und Schlafmöglichkeiten sind auch alle vorbereitet. Man geht in das Zimmer rein, es ist Essen da, es ist was zum Trinken da. Für Schlafen ist alles vorbereitet. Man lebt wie in einem Hotel.

Weiter möchte ich nun näher auf Aylas Wunschbilder eingehen. Am Anfang erkundigte ich mich nach ihrer persönlichen Wahrnehmung der Nachbarschaftsgemeinschaft als Kind, um Anknüpfungspunkte zwischen den beiden Interviews herzustellen. Wie sich herausstellte unterstützte Ayla Sonjas Bilder mit eigenen Erzählungen. Ihre Erzählungen wirkten im Vergleich zu Sonja aber überspitzt und theatralisch. Das Lachen an diesen Stellen wirkte ein wenig aufgesetzt, sie konnte mich als Zuhörerin (noch) nicht ganz für sich gewinnen. Ich gehe davon aus, dass Aylas Erzählung nicht nur von Erinnerungen geprägt sind, sondern auch von eigenen Erfahrungen aus den Reisen nach Afghanistan. Sie betonte am Anfang die Bedeutung der Nachbarschaft in Afghanistan durch die doppelte Anführung des Adverbs „sehr“, erklärte aber nicht, woher dieser Stellenwert stammt. Ein paar Zeilen später ging sie auf die Trauerfeier ein und den damit verbunden

Zusammenhalt durch das gemeinsame organisieren von Speis, Unterkunft und Getränk. Ich vermute deshalb, aus Aylas Erzählung heraus, dass der Zusammenhalt aus einer Notwendigkeit resultiert, da afghanische Feste in großen Zeremonien abgehalten werden und dadurch, wie bei jedem anderen Familienereignis, ein gewisses „Organisationsteam“ benötigt wird. Somit wird an diesem Beispiel der Nachbarschaftserzählungen deutlich, dass Ayla im Vergleich zu ihrer Mutter Afghanistan als idealisierten Sehnsuchtsort auch in der Gegenwart festmacht. Sie lässt außer Acht, dass es sich bei ihren Reisen nach Afghanistan nicht um einen Alltag handelt. Sonja hebt die die „guten alten Zeiten“ im Bewusstsein hervor, dass das Leben in Afghanistan heute nicht mehr dasselbe wäre.

Dies wird nochmal deutlich, als Ayla von einer geplanten Rückkehr sprach. Als ich gegen Ende des Gespräches mit Ayla über ihre Zukunftsvorstellungen sprach erklärte sie mir, dass sie eine Rückkehr nach Afghanistan plane. Sie tat dies ohne mein Nachfragen und erzählte ausführlich, wie es zu dieser Entscheidung gekommen war. Ayla lenkte das Gesprächsthema aktiv auf ihre geplante Rückkehr. Sie erklärte am Anfang des Gespräches auch, dass sie in der Wohnung ihres Bruders lebe um Geld zu sparen. Als ich meine Verwunderung deutlich machte, erklärte sie mir in einer langen Ausführung, wie sie zu ihrer Entscheidung gekommen war. Wieder fällt auf, dass Ayla Überspitzungen zur Veranschaulichung verwendet. Die Vermutung liegt nahe, dass sie sich selbst einiger unrealistischer

Ayla: Ja und ich hab jetzt vor hier ein paar Monate zu sparen, ein paar tausend Euro und dann will ich in Afghanistan leben.

Majlinde: Wirklich?

Ayla: Ja. Ich hab dieses Leben satt hier. Ich liebe Afghanistan und in Afghanistan ist es zum Beispiel so, du hast jetzt jeden Tag 20-30 Mädchen um dich, jeden Abend ist Hochzeit, Henna Abend da und dort. Es ist einfach leben. Du heiratest jemanden und du bekommst von ihm alle serviert. Dieses Leben hier in Österreich, 40 Stunden in der Woche zu arbeiten nebenbei zu studieren. Einfach kein Leben zu haben. Ich bemerke das zum Beispiel (.) ich hab Freundinnen in Afghanistan. Ich telefoniere jeden dritten Tag mit ihnen, zweimal in der Woche, weil ich ruf sie immer an, so hab ich es eingeteilt. Ich ruf sie an und frage erzähl was gibt's neues. Kannst du dir vorstellen, dass was sie in diesen drei Tagen oder in dieser Woche passiert, bei mir kann ich höchstens in zwei bis drei Sätzen zusammenfassen. Und sie erzählt mir, das hat sie gemacht und das hat sie gemacht. Nicht nur wegen dem, ich fühl mich dort einfach als Mensch. Ich fühl mich dort einfach lebendig. Wenn ich dort am Flughafen bin hole ich Luft und ich glaube Gott hat mir eben die Seele zurückgegeben, wo ich jetzt wirklich Luft hole und ich atme.

Beschreibungen bewusst ist, diese jedoch zur bildhaften Beschreibung verwendet. Sie versucht Afghanistan als aufregenden und lebendigen Ort darzustellen, in welchem viele soziale Ereignisse zustande kommen. Damit möchte sie auf den Zusammenhalt innerhalb der Familiengruppen aufmerksam machen. Spannend ist zu beobachten, dass sie im Sprechen über Afghanistan das Leben in Österreich als Vergleich hernimmt, um auch für mich als ZuhörerIn die Rückkehr plausibel zu machen. Mit der Erwähnung ihres Kontaktes mit afghanischen Freundinnen macht sie auch deutlich, dass sie einen Einblick auf das afghanische Leben hat und ihr Wissen nicht nur durch Erinnerungen und kurzer Reisebesuche geprägt ist. Ihre Bezeichnung, dass sie sich dort nicht nur wegen dem als Mensch fühlt, macht darauf aufmerksam, dass für sie zum Mensch sein die Teilnahme an einer sozialen Gruppe vonnöten ist. Aber es geht ihr nicht nur um die Gruppenzugehörigkeit, sie verspürt auch eine Zugehörigkeit zum Land, wie sie mir erzählt, und möchte damit deutlich machen, dass es für sie mehrere Faktoren gibt, die für eine Rückkehr nach Afghanistan sprechen. Mit den letzten Sätzen aus der vorherigen Interviewstelle macht sie ihre Beschreibung wieder zu einer Geschichte und lässt damit Bilder bei mir entstehen. Als ZuhörerIn sehe ich Ayla in der turbulenten 10 Millionen Einwohner Stadt Kabul stehen, wie sie tief ein- und ausatmet und sich angekommen fühlt. Sie schafft es mir das Bild, welches sie beschreibt, nachvollziehbar zu machen.

Nach der Analyse der Einzelfallstudien „Portraits“ sowie meiner Forschungsergebnisse „Wunschbilder Afghanistans“ werden nun meine Forschungsfragen aus der Perspektive der Erzähl- und Biografieforschung beantwortet. Die erste Frage lautete: „Wie entwerfen sich meine Interviewpartnerinnen in einer Rückschau biografisch?“ Sonja entwirft sich aus einer „Vergangenheitserzählung“ heraus und definiert sich dadurch über ihr Leben in Afghanistan. Sie spricht über die „Guten alten Zeiten“ und erzählt, dass sie ihr Leben, wie sie es in Afghanistan geführt hat, hier

in Österreich nicht fortführen kann. Trotz dieser Unzufriedenheit spricht sie von Afghanistan als „abgeschlossene“ Lebensphase, in welche sie nicht mehr zurückkehren wird. Das Sprechen über die Vergangenheit lässt sich auch an Sonjas Erzählweise festmachen. Diese zeichnet sich mehr durch ein „nostalgisches Schwelgen“ und Zurückhaltung aus. Ganz anders als bei ihrer Tochter Ayla, welche bemüht ist, in ihrer Erzählweise ein aktives „ausmalen“ ihrer Zukunftsvision darzustellen. Sie spricht über Afghanistan wie eine Geschichtenerzählerin und möchte mir als ZuhörerIn plausibel machen, warum sie in ihr Herkunftsland zurückkehren möchte. Meiner Interpretation nach liegt der Grund der unterschiedlichen Zeitfolgen auch mit den unterschiedlichen Generationen zusammen. Sonja hat einen Großteil ihres Lebens in Afghanistan verbracht und blickt im Interview auf die „guten Zeiten zurück“, da sie aufgrund von immer noch andauernder Kriegeauseinandersetzungen in Afghanistan keine Zukunft sieht. Ayla hat hingegen nur einen kurzen und sehr jungen Lebensabschnitt im Herkunftsland verbracht, in welchem sie den Krieg nicht im gleichen Bewusstsein wie ihre Mutter miterlebte. Ayla blendet die aktuellen Probleme in Afghanistan aus und spricht im Interview nur von einer „schönen Zukunft dort“ (Interview Ayla). Nun stellt sich die Frage, wie Ayla genau zu diesen Wunschbildern Afghanistans kommt? Woher stammen ihre Inhalte? Ich habe keinen Beleg dafür, dass sich die Familie immer wieder gemeinsam über „Familiengeschichten“ unterhält, da dies nicht in den Interviews angesprochen wurde. Jedoch spricht Ayla von Erzählungen ihrer Mutter und deutet im Interview auch auf andere Informantinnen aus ihrer Familie hin, wie zum Beispiel der Großmutter oder der Tante. Weiter spricht sie über das Zusammenleben ihrer Großeltern, als ob sie dieses als Erwachsene wahrgenommen hätte – dabei war Ayla erst drei Jahre alt. Diese Erzähltechnik – das Erzählen über Familienbeziehungen, als ob man die Information aus erster Hand hätte – lässt mich wieder darauf schließen, dass Familiengeschichten ausgetauscht wurden, auch wenn diese nicht als „wiederkehrende und gemeinsam erzählte Familiengeschichten“ im Interview auftauchen. Das heißt zum einen, dass Ayla ihr Wissen aus Erzählungen in ihrer Familie vor allem auch aus der Vergangenheit ihrer Mutter bezieht, zum anderen aber auch aus ihren Reisen nach Afghanistan. Dadurch wird deutlich, dass Ayla in ihrer Erzählung um eine Umdeutung des „alten Bildes“ ihrer Mutter bemüht ist. Ihre Wunschbilder Afghanistans können als Neuauflage interpretiert werden, da sie durch die Erzählungen ihrer Mutter über deren Leben in Kabul die „Faszination“ Afghanistan in ihrer Zukunft erleben möchte. An dieser Stelle wird für mich auch deutlich, dass Aylas Wunschbilder zum Teil auch von Sonjas sozialen Defiziten in Österreich geprägt sind. Die Tatsache, dass ihre Mutter psychische Beschwerden aufgrund von Kulturwechsel und schlechten Arbeitsbedingungen erfährt beeinflusst meiner Interpretation nach Ayla als Tochter in deren Wunschvorstellungen.

Es wird nun auch deutlich, warum beide Frauen in ihren Interviews nicht von Kriegszusammenhängen gesprochen haben. Die Taliban wurden als Ursache von Sonja erwähnt, jedoch blieben ihre

Anmerkungen unspezifisch. In ihren Erzählungen gab es weder Schuldzuweisungen noch Täterbeschreibungen. Auch Ayla erwähnt keine Kriegszusammenhänge. Zunächst war ich über Aylas Erzählungen verwundert, da sie als nachfolgende Generation auch keine Kriegsursachen behandelt. Bei genauerer Betrachtung wird aber deutlich, dass die Ausblendung vom Krieg in der Vergangenheit sowie auch in der Gegenwart Afghanistans notwendig ist, um ihre Wunschbilder stimmig zu machen. Das Sprechen über Afghanistan steht damit im direkten Zusammenhang mit der aktuellen Lebenssituation von Mutter und Tochter. Sonjas und Aylas Wunschbilder sprechen damit gleichzeitig auch über die Unzufriedenheit ihrer momentanen Lebenssituation in Österreich.

Deshalb möchte ich nun auf meine zweite Forschungsfrage eingehen: „Was bedeutet dies für ihre Selbstwahrnehmung in der Gegenwart und die Präsentation ihrer selbst mir gegenüber?“ Sonjas Interview lies mich darauf schließen, dass ihr Alltag in Österreich, wie bereits erwähnt, von einer großen Unzufriedenheit geprägt ist, auch wenn sie mir erzählt, dass sie glücklich darüber sei hier in Sicherheit leben zu können. Auch wenn ihre Erzählinhalte von nostalgischen Erinnerungen an ein besseres Leben geprägt sind und sie in Österreich weit unter ihren Qualifikationen arbeitet, präsentiert sich Sonja mir gegenüber als starke und selbstbewusste Frau. Sie tut dies, um ihre Biografie schlussendlich doch noch als „Erfolgsstory“ darzustellen. Diese Vorgehensweise – von einem idealisierten Afghanistan zu sprechen, da die Gegenwart in Österreich als nicht zufrieden stellend wahrgenommen wird, lässt sich auch bei ihrer Tochter wiederfinden. Ayla präsentiert sich mir im Interview ebenso als starke und selbstbewusste Frau, die ihre eigenen Entscheidungen trifft. Im Vergleich zu ihrer Mutter ist Ayla aber darum bemüht, sich als „Vorzeigeinterviewpartnerin“ zu präsentieren. Meiner Interpretation nach hängt dies damit zusammen, dass sie sich aufgrund ihrer frühen und erfolgreichen Schulbildung im Mittelpunkt sehr wohl fühlt. Ihre Selbstwahrnehmung deute ich aber als eine andere im Vergleich zu ihrer Mutter. So empfindet Ayla ihr Leben in Österreich nicht als unveränderbar, sondern sieht in der geplanten Rückkehr nach Afghanistan eine Aufwertung ihrer Lebensqualität. Um das Phänomen der Rückkehr in seinen komplexen Zusammenhängen zu verstehen, werde ich diese auf den nächsten Seiten näher beleuchten.

Zwischen Rückkehrmythos und Lebenswirklichkeit

In Hinblick auf das Interview mit Ayla tritt die Rückkehr nach Afghanistan in den Vordergrund ihrer Erzählung. Die geplante Rückkehr von MigrantInnen wird von den Kultur- und Sozialanthropologen Stefan Krist und Margit Wolfsberge im Aufsatz „Identität, Heimat, Zugehörigkeit, Remigration“ wie folgt beschrieben:

„Bei der nicht-realen Rückkehr ist vor allem der Rückkehrmythos ein häufig zu beobachtendes Phänomen, wobei klar ist, dass die Remigration nicht mehr realisierbar ist und ‚nur mehr als Mythos zwecks Aufrechterhaltung der Identität‘ angestrebt wird. Diese Form der Remigration fungiert als psychische Schutzfunktion, um Diskriminierung und Ausgrenzung zu ertragen. Obwohl viele Personen nur von einer Rückkehr träumen und sie nie durchführen, prägen diese Rückkehrvorstellungen dennoch ihre Beziehung zum Herkunftsland.“ (Krist/ Wolfsberger 2009: 176)

Im Zusammenhang mit Ayla macht das Zitat von Krist und Wolfsberger für mich deutlich, dass ihre Rückkehr nicht unbedingt realisierbar sein muss, sondern als Teil einer Wunschvorstellung ihr auch dabei verhilft, ihr Leben in Österreich zu meistern. Weiterhin stellt sich die Frage, wie es dazu kommt, dass Ayla sich so sehr nach Afghanistan sehnt, einem Land, welches auch heute noch ein unruhiger Ort ist und von terroristischen Anschlägen heimgesucht wird. Um einige Fragen in Sonjas Erzählungen beantworten zu können, hatte ich Ayla die mir Interpretationsmöglichkeiten für Sonja bieten konnte. Um Aylas Erzählungen nachvollziehen zu können und offene Fragen zu klären, habe ich mit meiner Kontaktperson ein informelles Gespräch geführt, welches nicht aufgezeichnet wurde. Auf meine Frage hin, warum Ayla eine Rückkehr nach Afghanistan plant, erklärte mir die Kontaktperson, dass Ayla private Rückschläge in ihrem Freundeskreis erfahren hat. Sie soll von einigen Freundschaften sehr enttäuscht worden sein. Mit diesem Wissen lautet eine erste Interpretation, dass durch die persönliche und individuelle Erfahrung sich Ayla zu Afghanistan hingezogen fühlt, da sie durch ihre Reisen dorthin, miterlebt hat, wie stark der Zusammenhalt innerhalb sozialer und familiärer Gruppen sein kann.

Eine weitere mögliche Deutung, warum Ayla die Erzählung als fantastische und „exotische“ schildert, ist, dass sie mit ihren Wunschbildern über Afghanistan ihren Alltag in Österreich annehmbarer macht. Sie nutzt ihre sozialen Ressourcen in Afghanistan als „unerfüllte Wunschvorstellungen“, um das soziale Defizit in Österreich auszugleichen. In diesem Zusammenhang darf die Theorie der „Kulturkonfliktthese“ nicht unerwähnt bleiben, da sie in Bezug auf Ayla meiner Ansicht nach auch eine Rolle spielt. Die „Kulturkonfliktthese“ geht davon aus, dass Kinder der zweiten Generation Schwierigkeiten zwischen der traditionellen Herkunftskultur ihrer Eltern und andererseits der modernen Kultur im Ankunftsland erfahren. Kinder der zweiten Generation sind Kinder, welche im Ankunftsland geboren wurden (vgl.

Tošić/Streissler 2009: 194). Auch wenn dies nicht auf Ayla zutrifft, da sie durch ihre Geburt in Afghanistan ein Kind der ersten Generation darstellt, bin ich mir durch meine eigene Migrationserfahrung sicher, dass die „Kulturkonfliktthese“ auch in Aylas Leben eine Rolle spielt. Da sie im jungen Alter von neun Jahren nach Österreich kam ist sie hier ebenso aufgewachsen und hat einen Teil ihrer Kindheit und Jugend im Ankunftsland verbracht. Dies lässt mich davon ausgehen, dass der Konflikt zwischen modernem Ankunftsland und traditioneller Kultur ihrer Eltern in ihrem Leben auch dazu beiträgt, dass sie sich nun ihrer Herkunftskultur hingezogen fühlt.

Die geplante Rückkehr muss aber nicht in jedem Fall eine reine Wunschvorstellung bedeuten. In Bezug auf Ayla komme ich zur Schlussfolgerung, dass es sich bei ihr um ein „Dazwischen“ von Mythos und Lebenswirklichkeit handelt. Ihre Rückkehr hat bis heute keinen konkreten Termin, doch so hat sie im Sommer 2015 einen afghanischen Mann in Afghanistan geheiratet. In dem Moment, wo sie wichtige Lebensereignisse wie eine Heirat in Afghanistan erlebt, kann nicht länger nur von einem Mythos oder einem Wunsch gesprochen werden. Sie orientiert sich durch die Heirat mit einem Mann aus Afghanistan an einem afghanisch ausgelegten Lebenskonzept ihrer Eltern. Damit wird Afghanistan für sie zum Ort von tatsächlichen Handlungen. Ayla führt damit wie viele MigrantInnen erster und zweiter Generation ein „multilokales“ Leben. Unter „Multilokalität“ ist das Wechseln, unter anderem auch aus sozialen Gründen, zwischen mehreren Orten gemeint (vgl. Rolshoven 2009: 297)¹⁷. Unter den diskutierten Aspekten stellt Afghanistan für Ayla ein Leben zwischen Rückkehrmythos und Lebenswirklichkeit dar.

¹⁷ In diesem Zusammenhang wurde von mir bereits folgender Artikel publiziert: Zu Bedeutungen des Sommeraufenthaltes im Herkunftsland. In: Brigitta Schmidt-Lauber (Hrsg.), Sommer_frische. Orte-Bilder-Praktiken. Wien 2014. S. 323 - 340.

Ausblick: Migration und Krankheit

In meiner Forschungsarbeit hat sich ein Ausblick in Richtung „Migration und Krankheit“ herauskristallisiert: Zum einen sind es die unterschiedlichen kulturellen Lebensweisen, zum anderen ist es der Arbeitsmarkt in Österreich, die für Sonja eine Problematik darstellen.

Dies wird besonders an folgender Stelle des Interviews noch einmal deutlich. Mit kulturellen

Forscherin: Bist du in Österreich zufrieden?

Sonja: Heimweh hat jeder Mensch. Ich war in Afghanistan Kindergartendirektorin und jeder hat an meine Tür geklopft und gefragt "Darf ich zu dir kommen?". Aber hier putze ich die Schule und sammel Colaflaschen hinterher. [...] Wir vergessen unsere Vergangenheit. Das macht die Menschen sehr niedrig. Deshalb entferne ich mich dann auch von meiner Umgebung. Ich schäme mich. Ich habe mich früher in Afghanistan gerne geschminkt und bin so zur Arbeit gegangen. Wenn ich mich jetzt für die Arbeit schminke schauen mich alle blöd an: "Die Ausländerin". Fragen wie "Woher hast du das Geld gekriegt?". Ich geh nicht Urlaub. Das hier ist für mich ein Urlaub. Wenn meine Kinder und mein Mann gesund sind. Wenn die Kinder mit mir reden, dann bin ich zufrieden. Weil wir sind es in Afghanistan gewohnt, dass die Kinder und die Eltern eine sehr starke Beziehung haben. Ich hab Afghanistan verlassen, dann will ich nicht auch noch ohne meine kleine Familie sein. Das ist alles für mich. Ich geh nicht Urlaub, nur das ist der Wunsch einer Frau, dass man sich schminken kann, dass ich mich gut anziehen kann.

Lebensweisen sind Familienverhältnisse und Beziehungen in sozialen Gruppen gemeint. Sonja hatte in Afghanistan einen engen Kontakt zu ihren Eltern, diese Nähe kann sie in Österreich aber nicht zu ihren Kindern aufbauen, da hier jedes ihrer Kinder sein eigenes Leben führen möchte. Sie vermisst den familiären Zusammenhalt, der in Afghanistan aufgrund von fehlender öffentlicher Einrichtung notwendig war. Aber nicht nur die Familienstrukturen haben sich in Österreich verändert, auch die sozialen Gruppen scheinen für Sonja hier ungebundener zu sein. Sie pflegt Freundschaften, hat aber im Vergleich zu Afghanistan nur vereinzelt Freundinnen. Für sie gibt es im Ankunftsland keine sozialen Gruppen in der gleichen Größenordnung wie in Afghanistan, die sich allezeit unterstützen. Daraus interpretiere ich, dass Sonja im Ankunftsland ein soziales Defizit verspürt. Dieser sozialen Umorientierung folgt eine Isolation am Arbeitsmarkt. Sonja ist es in Österreich nicht möglich eine passende Arbeitsstelle in ihrem Bereich zu finden. Um als Kinderkartenpädagogin arbeiten zu können, hätte sie ihr Studium in Österreich wiederholen müssen. Sonja gab im Interview keinen Grund dafür an, jedoch gehe ich davon aus, dass ihr dazu nach Krieg und Flucht das Geld und die Motivation fehlte. Wie an dieser Interviewstelle deutlich wird führt die Geringschätzung ihrer mitgebrachten Qualifikationen zur sozialen Isolation. Ihr Beruf in Afghanistan gab Sonja Anerkennung und Achtung – Eigenschaften, die sie heute

durch ihre Stelle als Putzfrau nicht erhält. Zudem ist sie in Österreich auch rassistischen Äußerungen

ausgesetzt und muss sich für ihr gepflegtes Äußeres rechtfertigen. All diese Umstände – Kriegstrauma, Flucht, unfreiwillige Migration, veränderte Familienstruktur, Rassismus, schlechte Arbeitschancen – führten für Sonja schließlich zum endgültigen Zusammenbruch, der für sie der Aufenthalt in einer Nervenklinik darstellte. Auch wenn es ihr heute nach eigenen Angaben besser geht schließe ich aus dem Interview und aus der Information von Ayla, dass Sonja heute immer noch Schwierigkeiten hat, sich in Österreich „angekommen“ zu fühlen. Auch wenn Sonja auf mich selbstbewusst und stark wirkte, deutete sie im Interview ihre schwachen und verletzlichen Seiten an. Die Faktoren der sozialen Rahmen der Interviewsituation machen es möglich, Einblicke auf die Hinterbühnen in Sonjas Leben zu bekommen. Aus diesem Grund ist Sonjas gesundheitlicher Zustand, meiner Interpretation nach, als Folge von Kriegstrauma sowie sozialer und beruflicher Isolation in Österreich zu verstehen. Ethnomedizinerin Ruth Kutalek schreibt in ihrem Artikel „Migration und Gesundheit: Strukturelle, soziale und kulturelle Faktoren“ über die gesundheitlichen Auswirkung von Migration folgendes:

„Der Verlust der sozialen Bezüge, schlechtere Lebens- und Wohnbedingungen und begrenzte Sprachkenntnisse führen oftmals zu Isolation mit all ihren Folgen für die körperliche und psychische Gesundheit“ (vgl. Wimmer-Puchinger et al. 2006, zit. nach Kutalek 2009: 302).

Weiter belegt Kutalek, dass mehr Menschen, die im Ausland geboren sind, ihren Gesundheitszustand als schlecht bezeichnen, als Menschen, die in Österreich geboren sind. Aus diesem Grund soll „Migration und Krankheit“ als Ausblick verstanden werden, da ich mich an dieser Stelle nicht mehr in meinem Fachgebiet befinde und keine fundierten Aussagen treffen kann. Nichtsdestotrotz drängen sich mir diese Beobachtungen auf und werden auch in ethnomedizinischen Forschungen deutlich. Kulturelle Vorstellungen spielen im Gesundheitsbereich eine sehr geringe Rolle und werden nur selten wahrgenommen. Im Zusammenhang mit meiner Arbeit bedeutet Kutaleks Forschung, dass, obwohl Sonja über die Ursachen ihrer psychischen Beschwerden Bescheid weiß, ihre Umgebung, in der sie lebt, kaum für den Zusammenhang zwischen Migration und Krankheit sensibilisiert ist.

Nun möchte ich unter Betrachtungen der aktuellen Flüchtlingsdebatte folgendes festhalten: Auch wenn Sonja und ihre Familie in einem stabilen und sicheren Land wie Österreich lebt, bedeutet dies nicht, dass sie sich hier auch als zufrieden und glücklich definieren. Der Ortswechsel ist aus keiner freien Mobilität heraus entstanden, sondern war aufgrund von Krieg überlebensnotwendig. Diese erzwungene Mobilität bringt soziale Herausforderungen mit sich. Sonja und ihre Tochter stellen in meiner Forschungsarbeit einen besonderen Fall dar, jedoch ist es wichtig den Einzelfall auch in einem größeren Kontext zu betrachten. Ich kann und will keine allgemeingültige Aussage treffen, kann nicht für alle MigrantInnen sprechen. Jeder Fall ist in seiner Einzigartigkeit in einem sozialen Kontext einzubetten. Daraus lässt sich

für mich folgendes in Bezug auf einen sozialen Kontext festhalten: Viele MigrantInnen fühlen sich im Ankunftsland selbst nach Jahren immer noch „unzufrieden“. Das bringt wiederum zum Ausdruck, dass lediglich Sicherheit oder ein Arbeitsplatz nicht zum Wohlbefinden ausreichen. Die soziale Komponente spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Gesamtzufriedenheit von uns Menschen. Mit Pierre Bourdieus Worten tauschen viele MigrantInnen Sicherheit gegen „soziales Kapital“ aus¹⁸. Soziale Netzwerke, gewohntes Umfeld, Ausbildung und Beruf sind nicht mehr die gleichen wie im Herkunftsland. Der Verlust der eigenen „Wir-Gruppe“ und die Geringschätzung von Kompetenzen führen zu einem ständigen Defizitgefühl. Dieses muss sich schließlich in irgendeiner Wunschvorstellung widerspiegeln. Aus diesem Grund wird von meinen Interviewpartnerinnen versucht, das „afghanisch-sein“ auch im Ankunftsland zu leben, um an gewohnten Lebenskonzepten festzuhalten. Weiter wird durch die Wunschbilder versucht, eine Nähe zum Herkunftsland herzustellen und damit soziale Defizite auszugleichen. Es geht also um ein ständiges Aushandeln von Ungleichheiten, um die Balance zwischen Herkunftsland und Ankunftsland. Das Aushandeln von Ungleichheiten ist meiner Interpretation nach bei Menschen, welche im Ankunftsland geboren oder aber erst aufgewachsen sind, noch stärker ausgeprägt. Dies wird besonders in meinen zwei Einzelfällen deutlich, da die Tochter eine zukunftsorientierte Wunschvorstellung besitzt. Daraus, aus meiner eigenen Migrationserfahrung und aus den Migrationserfahrungen vieler Freunde und Bekannter schließe ich, dass es für viele junge MigrantInnen im Laufe des Lebens darum geht, eine Balance zwischen dem Herkunftsland und dem Ankunftsland zu finden. Dieser Prozess ist für manche jungen Menschen einfacher, für andere wiederum schwieriger. In Aylas Fall sind konkrete Wunschbilder notwendig, um die Balance zu finden und sie findet diese irgendwo im „Dazwischen“.

¹⁸ Vgl. Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1982.

V. FORSCHUNGSLITERATUR

Bartlett, Frederic: Remembering. A study in experimental and social psychology. Cambridge 1997

Bausinger, Hermann: Lebendiges Erzählen. 1952

Blumenberg, Hans: Paradigmen zu einer Metaphorologie. Frankfurt am Main 1998

Brannen, Julia: Fatherhood in the Context of Migration. An Intergenerational Approach. In: BIOS. Zeitschrift für Biografieforschung und Oral History. 2/2011. (24.). S. 267 – 284.

Breckner, Roswitha: Migrationserfahrung – Fremdheit – Biografie. Zum Umgang mit polarisierten Welten in Ost-West-Europa. Wiesbaden 2005

Bönisch-Brednich, Brigitte: The story of my life. Analyse von Motivation, Struktur und Schreibstrategien in neuseeländischen Immigrantenautobiografien. In: Hengartner, Thomas/Schmidt-Lauber, Brigitta: Leben Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biografieforschung. Hamburg 2005. S. 231-248.

Corsten, Michael: Biografie, Lebenslauf und das „Problem der Generationen“. In: BIOS. Zeitschrift für Biografieforschung und Oral History. 2/2001 (14. Jahrgang) S. 32-59.

Dellwing, Michael/Prus, Robert: Einführung in die interaktionistische Ethnografie. Wiesbaden 2012

Fuchs-Heinritz, Werner: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Wiesbaden 2009

Gerlich, Judith: Die Liebe kommt. Heirat, Ehe und romantische Liebe in der afghanischen Diaspora in Wien und Graz. Masterarbeit Universität Wien 2014

Gerndt, Helge: Stereotypvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder – Selbstbilder – Identität. Festschrift für Georg R. Schroubek. München 1988

Gerndt, Helge: Wissenschaft entsteht im Gespräch. Dreizehn volkskundliche Porträts. Münster 2013

Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt 1985

Huber, Judith: Eine Frage der Ehre: Rollenbilder von Frauen und Männern in Afghanistan. In: Chiari Bernhard: Afghanistan. Paderborn 2007. S. 189-196.

King, Vera: Ewige Jugendlichkeit – beschleunigtes Heranwachsen? Veränderte Zeitverhältnisse in Lebenslauf und Generationsbeziehungen. In: BIOS. Zeitschrift für Biografieforschung und Oral History. 2/2011. (24.) S. 246- 266.

Knabe, Erika: Frauenemanzipation in Afghanistan. Ein empirischer Beitrag zur Untersuchung von sozio-kulturellem Wandel und sozio-kultureller Beständigkeit. Afghanische Studien. Band 16. Meisenheim am Glan: Hain. 1977

Koch, Torsten/Welzer, Harald: Weitererzählforschung. Zur seriellen Reproduktion erzählter Geschichten. In: Hengartner, Thomas/Schmidt-Lauber, Brigitta: Leben Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biografieforschung. Hamburg 2005. S. 165-182.

Krist, Stefan/ Wolfsberger, Margit: Identität, Heimat, Zugehörigkeit, Remigration. In: Six-Hohenbalken, Maria/ Tomic, Jelena: Anthropologie der Migration : theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Wien 2009. S. 164-184.

Kronsteiner, Ruth: Migrationsprozess – Trauma – Gesundheit. Theoretische Grundlagen der psychosozialen Unterstützung von MigrantInnen. In: Six-Hohenbalken, Maria/ Tomic, Jelena: Anthropologie der Migration : theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Wien 2009. S.322-342.

Kutalek, Ruth: Migration und Gesundheit: Strukturelle, soziale und kulturelle Faktoren. In: Six-Hohenbalken, Maria/ Tomic, Jelena: Anthropologie der Migration : theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Wien 2009. S. 302-321.

Lehmann, Albrecht: Rechtfertigungsgeschichten. Über eine Funktion des Erzählens eigener Erlebnisse im Alltag. In: Fabula, Band 21. Heft ½. 1980. S. 56-69.

Lehmann, Albrecht: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt am Main, New York 1983

Lehmann, Albrecht: Bewusstseinsanalyse. In: Göttisch, Silke/Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001. S. 233-249.

Lehmann, Albrecht: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin 2007

Löffler, Klara: Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biografischer Stoff. Berlin 1999

Löffler, Klara: Anwendungen des Biografischen. Sondierungen in den neuen Arbeitswelten. In: Hengartner, Thomas/Schmidt-Lauber, Brigitta: Leben Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biografieforschung. Hamburg 2005. S. 183- 198.

Mitrić, Damir: Das Schloss zwischen Himmel und Erde. Zwei Schwestern und ihre Geschichte der Duldung. In: BIOS. Zeitschrift für Biografieforschung und Oral History.2/2009. (22.). S.255-267.

Rolshoven, Johanna: Kultur-Bewegungen. Multilokalität als Lebensweise in der Spätmoderne. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 112/2009. S. 285-303.

Rosenthal, Gabriele: Die Biografie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: Völter, Bettina et al.: Biografieforschung im Diskurs. Wiesbaden 2005. Seite 46-64.

Schetter, Conrad: Kleine Geschichte Afghanistans. München: C.H. Beck. 2004

Schmidt-Lauber, Brigitta: Grenzen der Narratologie. Alltagskultur(forschung) jenseits des Erzählens. In: Hengartner, Thomas/Schmidt-Lauber, Brigitta: Leben Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biografieforschung. Hamburg 2005. S. 145-164.

Schmidt-Lauber, Brigitta: Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Frankfurt/Main 2003

Schröder, Hans Joachim: Topoi des autobiografischen Erzählens. In: Hengartner, Thomas/Schmidt-Lauber, Brigitta: Leben Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biografieforschung. Hamburg 2005. S. 17-42.

Six, Hohenbalken, Maria: Transformationen von Familienstrukturen durch Migration. In: Six-Hohenbalken, Maria/ Tosić, Jelena: Anthropologie der Migration : theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Wien 2009. S. 229-247.

Stepien, Anna: The Dream of Family. Muslim Migrants in Austria. In: Grillo, Ralph (Hg.): The Family in Question. Immigrant and Ethnic Minorities in Multicultural Europe. Imiscoe Research. Amsterdam: Amsterdam University Press. 165-186. 2008

Tapper, Nancy: Bartered Brides. Politics, gender and marriage in an Afghan tribal society. Cambridge: University Press. 1991

Tosic, Jelena/ Kroner, Gudrun/ Binder, Susanne: Anthropologische Flüchtlingsforschung. In: Six-Hohenbalken, Maria/ Tosic, Jelena: Anthropologie der Migration : theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Wien 2009. S. 110-126.

Tosic, Jelena/ Streissler, Anna: Zwischen den Kulturen? Kinder und Jugendliche der 2. Generation. In: Six-Hohenbalken, Maria/ Tosic, Jelena: Anthropologie der Migration : theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Wien 2009. S. 185-204.

Welzer, Harald: Die Entwicklung des autobiografischen Gedächtnisses – ein Thema für die Biografieforschung. In: BIOS. Zeitschrift für Biografieforschung und Oral History. 2/2002 (15.) S. 163-168.

Welzer, Harald: Was ist das autobiographische Gedächtnis, und wie entsteht es? In: BIOS. Zeitschrift für Biografieforschung und Oral History. 2/2002 (15.). S. 169-186.

Welzer, Harald: Das kommunikative Gedächtnis. München 2011

Welzer, Harald: Familiengeschichten – Stille Post. In: Faszination Psychologie. Weinheim 2004. S. 202-231.

Wetz, Franz-Josef: Hans Blumenberg zur Einführung. Hamburg 1993

Internetquellen

<http://www.tagesschau.de/ausland/anschlag-kundus-afghanistan-101.html> (Stand 12.07.2015)

<http://www.zeit.de/politik/ausland/2015-02/afghanistan-ausgerechnet-kabul-buchauszug>
(Stand 10.06.2015)

Abbildung

Abb. 1: Afghanistan Karte

<https://www.google.com/maps/place/Afghanistan/@34.1525206,56.9807749,5z/data=!4m2!3m1!1s0x38d16eb6f8ff026d:0xf3b5460dbe96da78> (Stand 21.05.2015)

VI. ANHANG

Abstract

Meine qualitative Forschungsarbeit beschäftigt sich mit den Erzählungen von Migrantinnen über ihr Herkunftsland. Durch aktuelle Forschungsansätze aus der Biografie- und Erzählforschung wird versucht das Thema Migration und Biografie zu fassen. In zwei Einzelfallstudien werden eine Mutter und eine Tochter aus Afghanistan zu ihren Erinnerungen an ihr Leben vor Österreich interviewt. Meine Analyse setzt sich aus zwei Teilen zusammen: Zunächst werden die zwei Frauen in Portraits vorgestellt, wo die Einzelfallstudien näher betrachtet werden. Danach werden die Interviews im Vergleich auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Erzählungen über Afghanistan analysiert. Die Forschungsarbeit möchte einen Beitrag zur Migrationsforschung innerhalb der Kulturwissenschaft leisten.

Curriculum Vitae

Majlinde Osmanaj

Bildungsweg

seit Oktober 2012

Masterstudium Europäische Ethnologie (Wien)

→ Masterarbeit: Sehnsuchtsort Afghanistan. Zwei biografische Interviews im Vergleich. Universität Wien

Februar bis Juni 2012

Auslandssemester Englisch/Kulturwissenschaften (Malta)

→ Einblicke in die Flüchtlingsarbeit

University of Malta

2009 – 2012

Bachelorstudium Europäische Ethnologie (Graz)

Karl-Franzens Universität

2002 – 2007

HLW Schrödinger (Graz)

- Zweig: Kultur- und Kongressmanagement
- Reife- und Diplomprüfungszeugnis

Berufserfahrung

seit Mai 2013

Freizeitassistentin

Integration Wien (Wien)

Mai bis November 2013

befristete Projektassistentin

→ Konzeption & Gestaltung

Organisation der Medien.Messe.Migration 2013

M-Media (Wien)

Juni 2011 – Jänner 2012

Schulassistentin

Initiative Soziale Integration (Graz)

Februar 2008 – Juni 2009

Projektassistentin

→ Erstellung und Durchführung von EU-Projekten

Forschungsgesellschaft für Mobilität (Graz)

wissenschaftliche Publikationen

Zu Bedeutungen des Sommeraufenthaltes im Herkunftsland. In: Brigitta Schmidt-Lauber (Hrsg.), Sommer_frische. Orte-Bilder-Praktiken. Wien 2014. S. 323 – 340.

Sozialkompetenzen

Reflexionsfähigkeit, Empathie, Motivation, Teamfähigkeit,
Kommunikationsfähigkeit, Krisenmanagement, Stressresistenz

Fähigkeiten

Sprachen

Albanisch	● ● ● ● ●
Deutsch	● ● ● ● ●
Englisch	● ● ● ● ●
Italienisch	● ● ● ● ●

EDV

MS Office	● ● ● ● ●
Social Media	● ● ● ● ●
Photoshop	● ● ● ● ●

